

info

Magazin des Deutsch-Polnischen Jugendwerks

NR 1/2019 Vielfalt bei Jugendbegegnungen



KULTURELLE UND ETHNISCHE VIelfALT: Sternchen und Bilateralschäden	7
INKLUSION: Alle zusammen!	10
RELIGIÖSE VIelfALT: Offen und ehrlich	16
MENSCHEN MIT UND OHNE BEHINDERUNG: Von wegen behindert!	18
HATE SPEECH: Hass ist keine Meinung	22

Editorial

Vielfalt ist in aller Munde. Es gibt eine große Zahl an Workshops und Veranstaltungen zum Thema, Publikationen, Wettbewerbe. Auch gehört ein professionelles Diversity Management inzwischen zum Alltag vieler Einrichtungen. Manche Aspekte von Vielfalt sind vielen von uns bereits ins Blut übergegangen.

Und doch ist Vielfalt weder selbstverständlich noch ein Selbstläufer. Manchmal fühlen sich Menschen überfordert von dem Ziel, verschiedene gesellschaftliche Gruppen in ihre Arbeit miteinzubeziehen. Manchmal fehlen auch die notwendigen Ressourcen.

Über Vielfalt zu sprechen und Bedingungen dafür zu schaffen, dass sie nicht als Belastung, sondern als Bereicherung wahrgenommen wird, ist somit wichtiger denn je. Das DPJW widmet seine Arbeit in den Jahren 2017-2019 diesem Thema und regt durch Initiativen und Projekte die Diskussion darüber an, wie alle, die es möchten, in den deutsch-polnischen Jugendaustausch einbezogen werden können. Eine Hilfestellung hierfür möchten wir auch mit dem vorliegenden INFO geben, in dem wir verschiedene Aspekte von Vielfalt beleuchten: Was ist bei einem Austausch mit körperlich

eingeschränkten Menschen zu beachten? Wie kann eine Begegnung zwischen einem muslimischen Sportverein aus Paderborn und einer Grundschule aus Dębica gelingen? Wie lassen sich „Bilateralschäden“ bei deutsch-polnischen Projekten vermeiden? Wie lässt sich bei der eigenen Arbeit Inklusion fördern, und wie reagiert man wirkungsvoll auf Hate Speech? Dies sind nur einige der Fragen, die unsere Autorinnen und Autoren beantworten.

Wir hoffen, dass die im INFO geschilderten Erfahrungen und Tipps Sie überzeugen, sich (noch mehr) auf Vielfalt einzulassen und wünschen eine anregende Lektüre.



**ANJA SCHMIDT,
ALEKSANDRA
MILEWSKA-CZACHUR**

– Redakteurinnen des INFO,
Mitarbeiterinnen für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
beim Deutsch-Polnischen Jugendwerk (DPJW).

Inhalt

Editorial	2	RELIGIÖSE VIELFALT	
EINSTIEG		Offen und ehrlich	16
Drei Schritte hin zu mehr Vielfalt	3	MENSCHEN MIT UND OHNE BEHINDERUNG	
ETHNISCHE UND KULTURELLE VIELFALT		Von wegen behindert!	18
Von Migration zu Vielfalt	4	GESELLSCHAFTLICHE VIELFALT	
Sternchen und Bilateralschäden	7	Zusammen kommen wir (noch) weiter!	20
Fit für Multikulturalität	9	PUBLIKATIONEN	
INKLUSION		Publikationen, Trainings und mehr	21
Alle zusammen! Eine Inklusionsstrategie für den deutsch-polnischen Austausch	10	HATE SPEECH	
DPJW UND VIELFALT		Hass ist keine Meinung	22
Vielfalt ist Kunst!	12	DPJW intern	23
Wegweiser zu Vielfalt	14		
GESCHLECHTERFRAGEN			
Geschlechtergerecht arbeiten	15		

Drei Schritte hin zu mehr Vielfalt

Nicht alle Deutschen sind direkt, distanziert und pünktlich. Nicht alle Polinnen und Polen sind emotional, europakritisch und gastfreundlich.

Jeder Mensch hat viele Facetten, ganz unabhängig von seiner nationalen Zugehörigkeit. Damit sich diese Vielfalt in einer Gesellschaft wiederfinden kann, gibt es eine wichtige Voraussetzung: die Wertschätzung jedes einzelnen Menschen, ohne ihn aufgrund seiner Herkunft, aber auch seines Alters, seiner Art zu arbeiten, zu lieben, zu beten oder nach unzähligen weiteren Kategorien einzuteilen sowie positiv oder negativ zu bewerten.

Will man echte Vielfalt leben und mehr erreichen als „nur“ multikulturelle Vielfalt – und zwar transkulturelle Vielfalt –, ist es notwendig, drei Erkenntnis- und Handlungsschritte zu durchlaufen.

Es gilt:

1. Vielfalt bei sich selbst wahrzunehmen,
2. Vielfalt bei anderen zu sehen und anzunehmen sowie
3. eine Kommunikation über Gemeinsamkeiten und Unterschiede anzustoßen und dabei das Verbindende in den Vordergrund zu stellen.

Ich bin Viele!

Sich selbst wahr- und anzunehmen heißt in erster Linie, sich nicht über die Zugehörigkeit zu einer Gruppe zu definieren, der zudem stereotype Eigenschaften zugeschrieben werden, wie etwa „die pünktlichen Deutschen“ oder „die gastfreundlichen Polinnen und Polen“. Diese Sichtweise, sich selbst nur als Teil einer Gruppe zu sehen und die mit dieser in Verbindung gebrachten Eigenschaften unreflektiert und unhinterfragt auf sich selbst zu übertragen, kann in Anlehnung an den Psychoanalytiker Erich Fromm als Entfremdung bezeichnet werden. Die damit einhergehende Entgrenzung macht es leicht, andere Gruppen als minderwertig oder unterlegen zu betrachten. Dies stellt die Grundvoraussetzung rassistischen Denkens dar.¹ Denn warum sollte jemand andere Menschen als mit Würde ausgestattete Individuen mit wertvollen und einmaligen Eigenschaften ansehen, wenn er es für sich selbst nicht kann oder in Anspruch nimmt? Vielfalt bei sich selbst wahrzunehmen heißt einerseits, seine Gruppenzugehörigkeiten zu hinterfragen und bestimmte charakterliche Eigenschaften nicht mit geografischen Räumen in Verbindung zu bringen. Andererseits muss man sich seiner Erfahrungen, seiner wandelbaren kulturellen Identität und seiner Werte bewusst sein, um seine Persönlichkeit in Gänze zu entfalten.

Auch du bist Viele

Der zweite Schritt basiert darauf, diese Selbstreflexion auf andere Menschen zu übertragen. Das bedeutet, sie als kostbare Einzelne zu betrachten, deren Leben es zu erfragen gilt, ohne es aus einer Macht- bzw. Einflussposition heraus zu bewerten. Diese Sichtweise bildet die theoretische Grundlage der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte. Denn auch hier werden nicht Gruppen oder Länder adressiert, sondern der einzelne Mensch und seine angeborene Würde. Wie aber kann ein Menschenrecht lebendig sein, wenn in der breiten Gesellschaft in der Regel keine individuellen Menschen mit Träumen, Sorgen, Fehlern und Bedürfnissen gesehen werden, sondern nur Gruppen, wie Deutsche, Polinnen und Polen oder Geflüchtete, die wiederum aufgrund von Vorurteilen von der Mehrheit als gut oder schlecht betrachtet werden? Dabei steht außer Frage, dass jeder Mensch instinktiv Gruppen bildet, um dem Wahrnehmungschaos zu begegnen. Will man jedoch Vielfalt gerecht werden, müssen diese Gruppen permanent hinterfragt, umgruppiert, erweitert oder verworfen werden können.



Was trennt und was verbindet uns?

Die Leitidee des dritten Schrittes, um Vielfalt zu erreichen, beschreibt schließlich der Satz „Ich sehe mich durch dich“². Demnach ist es unerlässlich, dass es zwischen einzelnen Angehörigen vermeintlich verschiedener Gruppen zu einem direkten Austausch kommt, besonders über Gemeinsamkeiten, aber auch über Unterschiede. So können die Beteiligten Parallelen zu ihrem eigenen Leben erkennen und Teile von sich in ihrem Gegenüber wiedererkennen. Dabei ist zu bedenken, dass Kontakt allein nicht ausreicht. Das Zusammentreffen und der Austausch müssen geregelt werden und sollten möglichst nach den Kriterien der Kontakthypothese verlaufen. Zu diesen gehört unter anderem, dass alle Beteiligten das gleiche Ziel verfolgen, es keinen Wettbewerb oder Hierarchien innerhalb der Gruppe gibt, Autoritäten den Austausch unterstützen und dass es Möglichkeiten gibt, langfristige Freundschaften zu schließen.

(Jugend-)Austausch hilft

Internationale Jugendbegegnungen bringen junge Menschen aus verschiedenen Nationen zusammen und ermöglichen dadurch Verbindungen entlang des hier vorgestellten Dreischritts hin zu Vielfalt. Damit dies gelingt, ist es wichtig, dass die Begegnungen die genannten Punkte strukturell berücksichtigen. Genauso ist eine professionelle Begleitung sowie eine intensive Vor- und Nachbereitung wichtig. So kann nicht nur Diversität mit Leben gefüllt werden, sondern Jugendaustausch kann auch einen notwendigen Beitrag gegen Diskriminierung und für die Stärkung der Menschenrechte sowie letztlich für ein einiges Europa leisten.

- 1 Vgl. die Ausführungen von Iman Attia zu Othering und Rassismus: <https://www.ash-berlin.eu/hochschule/lehrende/professor-innen/prof-dr-iman-attia/#c494>.
- 2 Ebenfalls Titel eines Projekts zur transkulturellen Vielfalt, welches in einer Wanderausstellung aufgearbeitet wurde: <https://www.cameo-kollektiv.de/portfolios/sehen-lernen-ich-sehe-mich-durch-dich/>



CHRISTOPH PINKERT

– Trainer und Dozent für Friedensarbeit, Gründungsmitglied von Kulturpixel e.V.



Von Migration zu Vielfalt

Warum ist man in Deutschland stärker an ethnische und kulturelle Vielfalt gewöhnt? Warum sind Ausländer in Polen immer noch „Fremde“? In welche Richtung bewegen sich beide Gesellschaften? Die gesellschaftliche Multikulturalität wurde in Deutschland und Polen von unterschiedlichen Migrationsprozessen geprägt, deren Besonderheiten im Folgenden genauer beleuchtet werden sollen.

Deutschland als Einwanderungsland

Deutschland ist aktuell das beliebteste Einwanderungsland in Europa und gleichzeitig (neben den USA, Kanada und Australien) eines der beliebtesten Ziele von Migration weltweit. Ende 2017 überschritt die Zahl der legal in Deutschland lebenden Ausländer zehn Millionen. Hinzu kommt eine ähnlich hohe Zahl von Menschen aus Einwandererfamilien, die die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen. Insgesamt machen Personen mit Migrationshintergrund derzeit ein Viertel der Gesamtbevölkerung Deutschlands aus, unter den Minderjährigen sind es sogar 40 Prozent. Die offiziellen Statistiken berücksichtigen naturgemäß nicht die illegalen Einwanderer, deren Zahl auf 1,5 Millionen geschätzt wird. Unter den Ausländern, die bereits seit Langem in Deutschland leben, bilden Einwanderer aus der Türkei die größte Gruppe. Viele kommen jedoch auch aus Polen, Italien, Griechenland, dem ehemaligen Jugoslawien, aus Rumänien und Russland nach Deutschland, seit einigen Jahren auch verstärkt aus Syrien.

Die 1950er und 1960er Jahre: Ära der Gastarbeiter

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es in Westdeutschland erstmals in den 1960er Jahren zu einem erhöhten Zuzug von Migranten. Die Wirtschaft boomte, gleichzeitig fehlte es jedoch an Arbeitskräften, weshalb sich die Regierung entschied, diese gezielt aus dem Ausland anzuwerben. Im Zuge dieser offiziellen Maßnahme wurden bilaterale Verträge mit den Regierungen von Italien, Spanien, Griechenland, Portugal, Tunesien, Marokko und der Türkei geschlossen. Geplant war, dass die umgangssprachlich „Gastarbeiter“ genannten Personen nach einem Rotationssystem und nur für ein, maximal zwei Jahre in die Bundesrepublik kommen. Tatsächlich blieben viele jedoch länger. Ende 1973 wurde aufgrund der Wirtschaftskrise ein Anwerbestopp verhängt und auch die Möglichkeiten, sich niederzulassen und eine Aufenthaltserlaubnis zu erhalten, wurden eingeschränkt. Die Zahl der in Westdeutschland lebenden Ausländer stieg jedoch aufgrund des Rechts der „Gastarbeiter“ auf Familienzusammenführung weiter an. Hatte ihre Zahl Anfang der 1960er

Jahre noch 680.000 betragen, stieg sie bis 1970 auf 2,5 Millionen an und erreichte 1975 knapp vier Millionen.

Auch die DDR-Regierung entschied sich dazu, „Gastarbeiter“ anzuwerben, die in diesem Fall überwiegend aus Vietnam, Mosambik und Kuba stammten. Ihre Zahl war jedoch deutlich geringer als in Westdeutschland: Ausländische Arbeiter machten nur ca. ein Prozent der Bevölkerung aus. Auch blieben die „Gastarbeiter“ nicht dauerhaft, da sich die Regierung in Ost-Berlin bewusst für eine Politik der Isolierung von der Restbevölkerung entschied und streng auf die Einhaltung der Rotation unter den ausländischen Arbeiterinnen und Arbeitern achtete.

1980er Jahre bis heute

In den 1980er Jahren nahm die Zahl der nach Westdeutschland ziehenden Familien von „Gastarbeitern“ allmählich ab, gleichzeitig stieg die Zahl von Asylsuchenden und Arbeitsmigranten. Nach dem Fall der Berliner Mauer und der Grenzöffnung zu Staaten des früheren „Ostblocks“ verstärkte sich die Zuwanderung aus Osteuropa. Mit ihr kamen Aussiedler, später auch sogenannte Spätaussiedler (deutschstämmige Personen, überwiegend aus der ehemaligen Sowjetunion, die in Deutschland die deutsche Staatsangehörigkeit erhielten) in das nun wiedervereinigte Deutschland. Infolge der Kriege im ehemaligen Jugoslawien kamen in den 1990er Jahren viele Menschen auf der Suche nach Schutz nach Deutschland; immer häufiger wurden auch Asylanträge von Einwanderern aus Asien und Afrika gestellt. Aufgrund der größeren Reisefreiheit verstärkte sich zudem die Arbeitsmigration aus den Ländern des ehemaligen „Ostblocks“. All diese Prozesse ließen die Zahl der Ausländer in Deutschland auf über sieben Millionen ansteigen. Zeitgleich kam es nach der Wiedervereinigung auch zu Migrationsbewegungen zwischen Ost- und Westdeutschland.

In der jüngsten Phase verstärkter Migration ist innerhalb kurzer Zeit eine große Zahl von Menschen aus Afrika und dem Nahen Osten nach Deutschland gekommen, die dort einen Antrag auf Asyl stellen. In der Folge stieg die Zahl der Asylsuchenden zwischen 2010 und 2015 um das Siebenfache an.

Polen als Einwanderungsland

Polen war in der Vergangenheit sowohl zu Zeiten der Adelsrepublik als auch in der Zwischenkriegszeit ein multikultureller Staat, der Flüchtlingen Schutz bot, die aus politischen oder religiösen Gründen verfolgt wurden. Während der sogenannten Zweiten Republik von 1918-39 machten Angehörige nicht-polnischer Nationalitäten fast ein Drittel der Bevölkerung aus, unter den Minderheiten dominierten Ukrainer, Juden, Belarussen und Deutsche. Die Zahl der Einwohner/-innen Polens, die einer Minderheit angehörten, sank durch die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung während der deutschen Besatzung dramatisch, ebenso aufgrund der Grenzverschiebungen nach dem Zweiten Weltkrieg, mit denen Umsiedlungen einhergingen. Infolgedessen war Polen nach dem Krieg hinsichtlich seiner ethnischen und kulturellen Zusammensetzung wesentlich homogener als zuvor.

Die Zeit der Volksrepublik

Der Zuzug von Migrantinnen und Migranten war durch Polens Zugehörigkeit zum „Ostblock“ und den daraus resultierenden Restriktionen, aber auch aufgrund ökonomischer Faktoren sehr eingeschränkt. Die Volksrepublik nahm 20.000 bis 30.000 politische Flüchtlinge auf, deren größte Gruppe Griechen und Mazedonier bildeten, die Ende der 1940er und Anfang der 1950er vor dem Griechischen Bürgerkrieg flohen; in den 1970er Jahren war das Land wiederum Ziel für Flüchtlinge aus Chile. In Folge des Beitritts Polens zum Bildungshilfeprogramm für die sogenannte „Dritte Welt“ kamen zudem ausländische Studierende ins Land – in den 1950er Jahren zunächst einige Hundert Personen, in den 1970er Jahren bereits 2.000 und in den 1980er Jahren fast 3.000. Insgesamt war Polen in der Nachkriegszeit jedoch vor allem ein Auswanderungsland, für das Immigration nur eine geringe Rolle spielte.

Zeiten des Umbruchs

Für die Migrationsbewegungen nach Polen stellte das Jahr 1989 einen Wendepunkt dar. Der Wegfall der Visabeschränkungen und eine liberalere Immigrationspolitik erleichterten Menschen, die an einem kurz- oder längerfristigen Aufenthalt interessiert waren, die Einreise. Zudem begünstigten verschiedene andere Faktoren die Immigration. Es kamen nun Arbeitsmigrantinnen und -migranten aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion sowie aus Asien (hier vor allem aus China und Vietnam) nach Polen sowie westeuropäische Investoren, die von den niedrigen Lohnkosten angezogen wurden. 1991 unterschrieb Polen die Genfer Flüchtlingskonvention, woraufhin auch die Zahl Schutzsuchender anstieg: In den ersten zehn Jahren wurden die meisten Anträge von Menschen aus Armenien, Afghanistan, Sri Lanka und Rumänien sowie von Tschetschenen gestellt, in späteren Jahren war die letzte Gruppe die umfangreichste. Gleichzeitig wurde durch den Systemwechsel in Mittel- und Osteuropa der Weg für eine dritte Phase der Repatriierung (nach früheren in den 1940er und 1950er Jahren) von polnisch stämmigen Menschen aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten („Kresy“) geebnet. Für die 1990er Jahre lässt sich feststellen, dass die Einwanderung nach Polen zwar zunahm, im Vergleich mit Westeuropa jedoch nur minimal. Schätzungen des polnischen Hauptamts für Statistik zufolge zogen zwischen 1991 und 2000 nur wenig mehr als 70.000 Menschen nach Polen zu. Diese Zahl berücksichtigt auch solche Polinnen und Polen, die in ihre Heimat zurückkehrten, im Fall der Ausländer wiederum überwog die Kurzzeitmigration.

Polen in der Europäischen Union

Erst nach dem Beitritt Polens zur Europäischen Union im Jahr 2004 nahm die Einwanderung spürbar zu. Einfluss darauf hatten verschiedene Push-Faktoren (Umstände, die Menschen dazu bringen, das Land zu verlassen, in dem sie leben, wie zum Beispiel der bewaffnete Konflikt oder die schlechte wirtschaftliche Situation in der Ukraine), vor allem jedoch Pull-Faktoren: sinkende Arbeitslosigkeit, die Verbesserung der konjunkturellen Lage auf dem polnischen Arbeitsmarkt, fehlende Arbeitskräfte in schlechter bezahlten Branchen sowie – was besonders in den letzten Jahren deutlich wurde – Erleichterungen bei der Aufnahme einer legalen Beschäftigung. Aufgrund dieser Veränderungen lebten Mitte 2018 in Polen 350.000 Ausländer/-innen mit einer Aufenthaltserlaubnis. Die tatsächliche Zahl der in Polen lebenden Ausländer ist jedoch deutlich höher, da neben illegalen Einwanderern auch Personen zu berücksichtigen sind, die auf Grundlage der sogenannten „Erklärung über die Anstellung eines Ausländers“¹ im Land arbeiten – 2017 waren über 1,8 Millionen solcher Fälle registriert.





Die mit Abstand meisten Immigranten stammen aus der Ukraine, zudem wächst ihre Zahl schnell (der Anteil der Ukrainer/-innen an der Gesamtzahl der in Polen lebenden Ausländer/-innen schwankt je nach der Art der Migration, bei den wichtigsten Kategorien beträgt er jedoch 80 Prozent). Es folgen Deutsche, Belarussen, Russen und Vietnamesen. Auch aus China, Indien und der Türkei wandern immer mehr Menschen ein. Sie lassen sich zumeist in Warschau und Umgebung nieder, oft in bestimmten Stadtteilen, wobei sich bisher noch keine Ghettoisierung beobachten lässt. Die stete Zunahme von Ausländern lässt sich am besten im Bildungsbereich verfolgen. Im Studienjahr 2016/17 waren 65.000 ausländische Studierende an polnischen Hochschulen eingeschrieben. Das entspricht knapp fünf Prozent der Gesamtzahl der Studierenden – eine der niedrigsten Quoten in der EU. Dabei sollte man jedoch im Hinterkopf behalten, dass der Anteil ausländischer Studierender in Polen innerhalb der letzten zehn Jahre um gut das Fünffache, seit Anfang des 21. Jahrhunderts um mehr als das Zehnfache und seit den 1980er Jahren um das Zwanzigfache gestiegen ist.

Kulturelle Ausdifferenzierung

Die hier skizzierten Migrationsprozesse bestimmten den Grad der ethnischen und kulturellen Vielfalt in Deutschland und Polen. Im Fall der Bundesrepublik ist aufgrund der seit Jahrzehnten andauernden intensiven Migration der Anteil von Ausländern an der Gesamtbevölkerung sehr hoch, was eine starke ethnische Ausdifferenzierung der Gesellschaft mit sich bringt und deren multikulturellen Charakter impliziert – sowohl im Hinblick auf Religionen, aber auch auf Lebensstile oder Wertvorstellungen. Bereits seit Ende der 1960er Jahre war der Kontakt mit Menschen, die aus anderen Ländern stammen, für Westdeutsche nichts Ungewöhnliches und ist in den letzten Jahrzehnten Alltag geworden. Allerdings unterscheiden sich einzelne Bundesländer deutlich voneinander: In Berlin, Hamburg, Bremen, Hessen oder Nordrhein-Westfalen ist die Zahl der Ausländer je tausend Einwohner um ein Vielfaches höher als im Osten Deutschlands. Auch knapp dreißig Jahre nach der „Wende“ ist diese Asymmetrie noch sichtbar, da die Einwanderer, die in den letzten Jahrzehnten gekommen sind, bestehende Pfade und Netzwerke genutzt und sich überwiegend in westlichen Bundesländern niedergelassen haben. Entscheidend waren zudem die dort besseren Aussichten auf Beschäftigung sowie die größere Offenheit gegenüber Ausländern.

In Polen war Multikulturalität nach dem Zweiten Weltkrieg nur ein historisches Phänomen, da die Gesellschaft sehr homogen geworden war und der Zuzug von Ausländern zu Zeiten der Volksrepublik nur eine Randerscheinung blieb. In den ersten Jahren nach dem System-

wechsel nahm die Zuwanderung zwar zu, die Präsenz von Ausländern blieb jedoch eher die Ausnahme und nicht die Regel. Dies zeigen Untersuchungen, denen zufolge Mitte der 1990er Jahre fast zwei Drittel der Polinnen und Polen weder bei der Arbeit, noch am Wohnort oder im Bekanntenkreis Kontakt mit einem Ausländer gehabt hatten. Dies änderte sich erst durch die zunehmende Einwanderung in den letzten Jahrzehnten – Ausländer/-innen sind in Polen seitdem immer häufiger in verschiedenen Lebensbereichen anzutreffen, was in besonderem Maß für die jüngste Zeit gilt. Dennoch gehört Polen innerhalb der EU auch weiterhin zu den Ländern mit dem niedrigsten Ausländeranteil, und die polnische Gesellschaft ist ethnisch und kulturell nach wie vor nur wenig ausdifferenziert; gleichwohl sind die Veränderungen auf diesem Gebiet zweifellos wichtig und machen sich stark bemerkbar.

Vielfalt akzeptieren

Dadurch, dass verstärkt Ausländer in ein Land zuziehen und dort Teil des ganz normalen Lebens werden, ist zu erwarten, dass eine multikulturelle Basis entsteht und die gesellschaftliche Distanz zwischen den Neuankömmlingen und den Einheimischen abnimmt. Eine von der Gesellschaft als übermäßig stark empfundene Einwanderung kann jedoch auch den gegenteiligen Effekt haben. Welche Auswirkungen die für Deutschland und Polen beschriebenen Veränderungen letztlich haben werden, lässt sich derzeit nur schwer sagen. So hat der Verband der Ukrainer in Polen 2018 einen Bericht herausgegeben, in dem – basierend auf einer Analyse von sozialen und traditionellen Medien – die Befürchtung geäußert wird, dass Immigranten aus der Ukraine in Zukunft Opfer von Aggression und Diskriminierung werden könnten. Gleichzeitig zeigt das „Barometer der Arbeitsmigration“, dass nur ein geringer Teil der polnischen Arbeitnehmer/-innen Vorbehalte gegen die Beschäftigung von ukrainischen Immigranten hat.

Die deutsche Gesellschaft wiederum steht seit den letzten Jahren vor der Herausforderung einer steigenden Zahl von Menschen, die als Flüchtlinge anerkannt werden wollen. Die sich hieraus ergebenden Kosten, administrative und logistische Dilemmata sowie hitzige Diskussionen unter Politikern haben dazu geführt, dass die Ablehnung nicht nur gegenüber den Neuankömmlingen, sondern auch gegenüber den bereits im Land lebenden Ausländern wuchs. Dies spiegelt sich unter anderem in den Wahlerfolgen der rechtspopulistischen „Alternative für Deutschland“ (AfD) wieder, die sich eines antiislamischen Narrativs bedient.

Bei der Diskussion über Vielfalt ist es daher wichtig, über ihre Akzeptanz nachzudenken und das Risiko des Entstehens von sogenannten Parallelgesellschaften im Kopf zu behalten (das heißt Situationen, in denen in einem Land zwar unterschiedliche ethnische Gruppen leben, ihr wechselseitiger Kontakt jedoch stark eingeschränkt ist). Die Situation kann sich sowohl in eine positive wie in eine negative Richtung entwickeln, und ohne eine wirksame Integrationspolitik kann Vielfalt von der Gesellschaft als Ballast und nicht als Reichtum wahrgenommen werden.

1 Die Erklärung ermöglicht Menschen aus Belarus, Georgien, der Republik Moldau, der Russischen Föderation, Armenien und der Ukraine im Verlauf eines Jahres eine bis zu sechs Monaten dauernde legale Tätigkeit ohne Arbeitserlaubnis, Anm. d. Red.].



DR. HABIL. EMILIA JAROSZEWSKA

– Mitarbeiterin am Institut für Sozialpolitik der Universität Warschau. Zahlreiche Veröffentlichungen zum Thema Migration, u. a. zu deutsch-polnischen Ehen und dem Zusammenhang zwischen Migration, Kultur und Gesundheit.

Sternchen und Bilateralschäden



Was steckt eigentlich hinter „deutsch-polnisch“ in deutsch-polnischen Begegnungen? Nationalität, Herkunft, Wohnort, Identität? Kommen bei einer Begegnung nicht viel mehr Kulturen ins Spiel, die es zu entdecken gilt?

Es ist Länderabend. Die „Deutschen“ braten Würste, die „Polen“ üben einen Tanz. Schwach erinnern wir uns noch an Zeiten, als diese Klischeeschlacht unverzichtbarer Teil internationaler Projekte war. Wie auch bei anderen Bildungsstätten finden bei uns schon lange keine derartigen bilateralen Begegnungen – oder besser: Aufprälle – mehr statt.

„Deutsch-polnisch“ sieht da eher so aus: In Mikuszewo treffen Schülerinnen und Schüler aus Poznań und einer bayerischen Kleinstadt zusammen. Sie sollen sich im Raum auf einer imaginären Landkarte aufstellen und ihren Geburtsort sichtbar machen. An einer Stelle kichern ein paar Jugendliche. Sie versuchen gerade, gemeinsam Platz auf einem halben Quadratmeter zu finden. Woanders quetschen sich welche übertrieben gegen die Wand um zu zeigen, dass sie an einem Ort geboren sind, der in diesem Raum nicht darstellbar ist. Das Bild, das sich am Ende ergibt, ist eins von vielen Symbolen einer „deutsch*polnischen“ Begegnung – mit Sternchen, weil es zwischen deutsch und polnisch und darüber hinaus noch sehr viel mehr gibt, über das es sich zu sprechen lohnt!

Bei einer Begegnung treffen irakische Kinder aus einer Gemeinschaftsunterkunft auf Geschwister mit britischem Vater. Ein Potsdamer Kind polnischer Eltern spricht zum ersten Mal mit in Polen

lebenden Roma, Jugendliche mit überwiegend deutschen Wurzeln lernen eine in Vietnam geborene Krakauerin kennen, und ein Junge aus einem Dorf bei Łódź quatscht mit Berliner Mädchen dritter türkischer Einwanderungsgeneration. So vielfältig wie die geografische und kulturelle Herkunft sind die Religionen der Teilnehmenden, ihre Wünsche, sexuelle Identität, Erfahrungen und so weiter.

Was passiert bei so viel kultureller Vielfalt im Laufe von Begegnungen und wie erreichen wir, dass sie überhaupt stattfinden – und dabei bereichern und nicht etwa verstören?

Karten neu gemischt

Bei einer Begegnung landet der aus Bosnien geflüchtete Neven (Name geändert) auf dem Zimmer mit zwei Berliner Gleichaltrigen. Für diese ist sofort klar, wer hier „nicht so richtig passt“, was sie ihn deutlich spüren lassen.

Klar, indem wir miteinander reden, lernen wir uns kennen. Aber Sprache kann auch ausgrenzen. Ebenso wie Kleidung, Gestik und anderes mehr dient sie der Distinktion und ermöglicht umgekehrt festzustellen, wer aufgrund der geografischen oder sozialen Herkunft dazugehört oder eben nicht.



Neven stand sein „Anderssein“ auf die Stirn geschrieben, zumindest in der Wahrnehmung derer, die seinen Akzent und Wortschatz einordnen konnten. Die Toruńer Kinder fanden indessen gar nichts an ihm komisch – im Gegenteil: Mit ihm konnte man super Musik hören und eine lustige Zeit in einer Kochgruppe verbringen, ganz ohne gemeinsame Sprache. Für die Kinder aus Polen war er „einer der coolsten Deutschen“. Das löste zwar nicht auf Anhieb die Probleme innerhalb der deutschen Gruppe, aber Neven war stolz und stand nicht mehr alleine da.

Klischees kopfüber

Ambiguitätstoleranz kann in einer deutsch*polnischen Begegnung wunderbar auf die Probe gestellt werden, wenn die Menschen hinter dem Bild im Kopf gar nicht so „deutsch“ und „polnisch“ sind wie erwartet. So unterhielten sich während einer Mädchenbegegnung eines Abends Teilnehmerinnen übers Heiraten: „Wie ist das bei euch in Deutschland?“ Da berichteten die Mädchen aus Berlin, dass erstmal der Henna-Abend stattfindet, nur mit der Braut, Freundinnen und weiblichen Verwandten. Es war die Realität einer Gruppe von Mädchen mit türkischem Hintergrund. Und eine völlig korrekte Antwort auf die Frage. Die Mädchen aus Polen schienen kurz irritiert, fragten aber neugierig weiter.

Herzklopfen statt Herzrasen

Doch nicht immer beginnt ein Austausch so unvoreingenommen. Eltern, Kinder, Nachbarn und Lehrkräfte sind oft beunruhigt, wenn sie merken, dass es bei uns um mehr geht als um Deutsch- und Polnischsein. Von gendersensibler Pädagogik über Kinder aus den örtlichen Gemeinschaftsunterkünften, eine vermeintlich lesbische Teamerin bis hin zum tätowierten Teamer gibt es viele Zeichen von Vielfalt bei uns, an denen sich manche stören. Reichte es früher aus, wenn aus einer Handvoll Vorurteilen zwischen Nationalkulturen am Ende lustige Sketche entstanden, jonglieren wir heute mit verschiedenen Aversionen und Ängsten, die sich nicht immer so leicht in Heiterkeit verwandeln lassen.

Zu einem gemeinsam erarbeiteten deutsch-polnischen Theaterstück sollten syrische Familien eingeladen werden. Einem Mädchen war zu Hause der Kontakt zu Geflüchteten verboten worden, die begleitenden Lehrkräfte waren ähnlich skeptisch. Die Teamenden passten also ihr Programm an: Vordergründig wurde ein Theaterstück eingeübt, doch eigentlich ging es darum, Herzen zu öffnen, nicht durch trockene Argumente, sondern durch Geschichten und Situationen. Die langsame Vorbereitung auf den Besuch der „Fremden“ bewirkte rührende Veränderungen. Als es am Ende darum ging, die Familien in der Unterkunft abzuholen,

meldete sich sofort eine kleine Delegation, darunter das Mädchen, das eigentlich nicht durfte.

Sei es nun, dass die üblichen Schubladen nicht bedient werden können, weil sich die anderen mit gewohnten Codes nicht entschlüsseln lassen. Sei es, dass Klischees widerlegt werden und es zu denkwürdigen Irritationen kommt oder Ängste in sicherem Umfeld behutsam abgebaut werden: Deutsch*polnische Begegnungen wirken Wunder, wenn wir sie nicht als bilateralen Austausch, sondern als Begegnung zwischen Menschen verstehen. Und auch so gestalten. Denn darauf kommt es an.

Was es dafür braucht

Der Erfolg eines internationalen Projekts misst sich heute nicht mehr daran, ob Teilnehmende verschiedener Länder Freundschaften knüpfen. Jugendliche aus Deutschland und Polen waren sich vor Jahren noch deutlich ferner. Heute teilen viele eine globale Kultur. Um gemeinsame Vorlieben und Interessen auszutauschen, braucht es keine ausgefeilten Methoden. Echtes transkulturelles Lernen muss hingegen an anderen Schnittstellen in Gang gesetzt werden, zum Beispiel da, wo Milieus, Bildungsunterschiede, diverse Erfahrungshorizonte oder Weltanschauungen aufeinandertreffen. Die Herausforderung ist, Toleranz zu vermitteln gegenüber Lebensweisen außerhalb des globalen Mainstreams oder des eigenen Mikrokosmos, auf „deutscher“ wie auf „polnischer“ Seite. Das „deutsch-polnische“ Miteinander hilft dabei.

Doch wie stellen wir das hierfür optimale Lernumfeld her, wenn sich – wie es oft heißt – „doch immer die gleichen“ anmelden?

Verstanden haben wir, dass wir ansprechen müssen, wen wir bei uns haben möchten. Jemanden „mitzumeinen“ reicht nicht: Zu uns kommen keine geflüchteten Kinder. Wir holen sie buchstäblich zu Hause ab. Mit ihren Themen und durch Sprache, die sie einschließt, richten wir uns an Minderheiten und zeigen explizit, dass sie willkommen sind. Barrierefreiheit heißt für uns nicht nur, Rampen zu bauen, sondern unkompliziert auf alle Bedürfnisse zu reagieren. Und Ermäßigungen preisen wir so energisch an, als würden wir daran verdienen.

Vor Ort folgen die Rahmenbedingungen den Programminhalten – nicht umgekehrt: Dank Selbstversorgung müssen wir weder Diskussionen abbrechen, Konflikte ignorieren, noch (religiöse oder ethische) Nahrungsunverträglichkeiten übergehen, nur weil die Küche uns Essenszeiten und Gerichte vorschreibt.

Kurzgesagt: Vielfalt taugt nicht nur als Projekt- oder Jahresthema, sondern auch als reales Szenario von Begegnungsalltag. Wenn Vielfalt Methode sein soll, braucht es dafür aber Zeit (wie für jede andere Methode auch), Zeit zum Nachdenken, Diskutieren und auch mal Streiten oder Zur-Rede-Stellen. Also 100% Flexibilität, 100% Minderheitenschutz? Ja! Gewiss ist das Leben da draußen nach anderen Regeln gestrickt. Wir zeigen jedoch, dass unter neuen Bedingungen Vielfalt weniger Bedrohung und mehr Bereicherung ist. Und manchmal reicht ja schon eine gute Erfahrung, um im nächsten Moment zu wissen, für was es sich lohnt aufzustehen.

Text: Verena Burger (HochDrei e.V.)



Der Artikel spiegelt die Praxiserfahrungen von Malgorzata Bobrowska (links, Koordination Bildung, IJBS Mikuszewo), Tanja Berger (Koordination Bildung, HochDrei

e.V.) und Birgit Weidemann (rechts, Geschäftsführerin, HochDrei e.V.) wieder.

Fit für Multikulturalität

Die heutige Welt ist von Vielfalt, Mobilität und Veränderung geprägt. Auch in Polen leben immer mehr Ausländer, und an den dortigen Schulen lernt eine steigende Zahl von Kindern aus anderen Ländern. Die **Workshops zu interkultureller Bildung „Unter Anderen“** unterstützen seit sieben Jahren zukünftige Lehrer/-innen und fördern Kompetenzen, die für die Arbeit mit kulturell gemischten Schulklassen unerlässlich sind. Das innovative Projekt verbindet formale und nonformale Bildung und wird von Trainerinnen und Trainern durchgeführt, die mit zwei Fördereinrichtungen für internationale Projekte zusammenarbeiten: dem Deutsch-Polnischen Jugendwerk (DPJW) und der Stiftung zur Weiterentwicklung des Bildungssystems (Fundacja Rozwoju Systemu Edukacji, FRSE).

Woran wir arbeiten...

Während der Workshops schaffen wir Raum zum Nachdenken darüber, was Kultur und interkulturelle Zusammenarbeit ausmacht. Wir überlegen, wie man die Wirklichkeit im Dialog mit anderen so gestalten kann, dass es eine Öffnung und Bereicherung für alle bedeutet. Warum sind manche Verhaltensweisen von Menschen aus anderen Ländern für uns unverständlich? Wie lässt sich der Reichtum nutzen, der in Vielfalt steckt? Wie kann man andere verstehen, ohne sich von ihnen abzugrenzen? Wir versuchen, Antworten auf diese und ähnliche Fragen zu finden und erarbeiten praktische Methoden für die Arbeit.

..., wie wir das machen...

Die Teilnehmer/-innen diskutieren und arbeiten in wechselnden Kleingruppen. Sie tauschen sich aus, nehmen an Simulationen und Rollenspielen teil, analysieren Fallstudien und Filmausschnitte. Da die Workshops eine aktive Beteiligung vorsehen und verschiedene Methoden zum Einsatz kommen, lernen sich Teilnehmer/-innen besser kennen und schließen neue Bekanntschaften. Die Kurse werden nach dem Konzept „Lernen durch Erfahrung“ durchgeführt, das den gesamten Menschen anspricht: seinen Intellekt, seine Emotionen, seinen Körper. Damit sich jede/r einbringen kann, fragen wir nach persönlichen Erlebnissen und Gedanken. So wird nicht nur ein Wissens- und Meinungsaustausch zwischen den Workshop-Leitern und den Teilnehmenden ermöglicht, sondern auch unter den Teilnehmenden selbst.

Die Workshops werden in Modulen angeboten: Es gibt ein achtstündiges „Basismodul“ (das die Grundlage für alle weiteren Workshops bildet) und verschiedene „Aufbaumodule“ (in denen weitere Aspekte von interkultureller Bildung behandelt und gefestigt werden). Dies ermöglicht es, die Inhalte an den Bedarf und die Interessen der Studierenden anzupassen.

... und was das bringt

Die Workshops machen neugierig auf den anderen und motivieren zum Handeln. Die meisten Teilnehmenden sind überrascht, wie wenig sie voneinander wissen, obwohl sie zusammen studieren. Dies ist ein guter Moment, um danach zu fragen, woher sie kommen und welche Vorurteile sie in sich tragen. Es kommt vor, dass einige sich zum ersten Mal bei Gruppenarbeit einbringen, da wir in den Workshops vor allem nach ihren Prinzipien, Werten und ihrem Wissen fragen. Genauso würdigen wir ihre Erfahrungen und ermutigen sie, in die Zukunft zu denken. Da die Teilnehmenden Vielfalt innerhalb der Workshop-Gruppe kennenlernen, fällt es ihnen leichter, ihr Wesen zu verstehen.

„Mir ist klar geworden, wie sich Menschen aus anderen Kulturkreisen während der Anpassungsphase fühlen können (...). Durch die Übungen habe ich gemerkt, welche Vorurteile mein Verhalten unbewusst prägen und habe gelernt, wie ich das ändern kann, um



niemanden zu verletzen (...). Ich habe meine Sicht auf die Dinge geändert und werde die Welt in Zukunft bestimmt mit anderen Augen sehen (...). Ich habe Methoden und Hilfsmittel für meine pädagogische Arbeit kennengelernt“, so das Fazit einer der Teilnehmerinnen.¹ Lob gibt es auch dafür, dass jede/r seine Meinung sagen kann, dass alle gleich behandelt werden und dass ihnen die Workshops verdeutlichen, was sie noch nicht wissen.

Muster und Vorbild zugleich

Zwischen 2011 und 2018 waren wir mit „Unter Anderen“ an insgesamt 21 Hochschulen zu Gast, allein im Studienjahr 2017/2018 haben wir 33 Module durchgeführt. Die Workshops fanden in größeren und kleineren Städten statt: von Danzig und Stettin über Posen, Breslau, Warschau oder Łomża bis hin nach Krakau und Tarnów. Auch in anderen Ländern ist man auf „Unter Anderen“ aufmerksam geworden, wodurch die internationale Initiative „Among Others“ entstanden ist. Sie bietet Expertinnen und Experten der interkulturellen Bildung Raum für den Erfahrungs- und Methodenaustausch mit Hochschulen in Polen, Großbritannien, Tschechien und Ungarn sowie Möglichkeiten für gemeinsame Forschungen zu Interkulturalität und Vielfalt.

Mehrwert

Hilfreich für die meisten Teilnehmenden sind auch die Informationen dazu, welche Möglichkeiten die Programme des DPJW und der FRSE jungen Menschen bieten. So können sie schulische und außerschulische Jugendaustausche organisieren und auch selbst von Projekten wie dem Europäischen Solidaritätskorps oder Schulungen des DPJW profitieren. Nicht zuletzt regt „Unter Anderen“ auch dazu an, die eigenen interkulturellen Kompetenzen zu erweitern, zum Beispiel durch Engagement in interkulturellen Organisationen oder durch Forschungsprojekte.

¹ Die Zitate stammen aus anonym ausgefüllten Fragebögen.



MARTA BRZEZIŃSKA-HUBERT

– Trainerin mit den Schwerpunkten interkulturelle Bildung, Lernmobilität, Freiwilligendienst und nonformale Bildung. Seit 2011 bei „Unter Anderen“.



AGNIESZKA SZCZEPANIK

– Interkulturelle Trainerin, Koordinatorin von internationalen Freiwilligen-, Bildungs- und Entwicklungsprojekten, Coach der International Coach Federation (ICF). Seit 2011 bei „Unter Anderen“.

Alle zusammen!

Eine Inklusionsstrategie für den deutsch-polnischen Austausch

In den vergangenen Jahren wurde in unterschiedlichsten Kontexten verstärkt über Inklusion diskutiert. Für viele ist sie ein Menschenrecht und eine gesellschaftliche Chance, manche stehen dem Konzept aber auch ablehnend gegenüber und fürchten eine Überforderung. Was ist mit dem Begriff Inklusion überhaupt gemeint, warum lohnt es sich, inklusiv zu arbeiten und wie kann man damit beginnen?

Was meint Inklusion?

Die Grundidee der Inklusion besteht darin, die Gesellschaft so zu gestalten, dass alle, die wollen, an ihr teilhaben können. Dabei ist nicht die einzelne Person in der Pflicht, sich an die gesellschaftlichen Erwartungen von Normalität anzupassen. Stattdessen ist es die Verantwortung der Gesellschaft und aller gesellschaftlichen Akteure, Barrieren zu beseitigen, Vorurteile zu bekämpfen und notwendige Hilfen bereitzustellen. Auch die Träger der internationalen Jugendarbeit sind daher aufgerufen, zu einer inklusiven Gesellschaft beizutragen.

Inklusion und Jugendaustausch

Das Menschenrecht auf Teilhabe ist vor allem in der UN-Behindertenrechtskonvention näher beschrieben und für die Situationen von Menschen mit einer Beeinträchtigung/Behinderung konkretisiert worden. Sie wurde 2009 von Deutschland und 2012 von Polen ratifiziert. Besonders relevant für die Internationale Jugendarbeit sind die dort garantierten Rechte auf Zugang zu Bildung auf allen Ebenen (Art. 24), zur internationalen Zusammenarbeit (Art. 32) sowie auf Teilhabe am politischen und öffentlichen Leben (Art. 29).

FOTO: CHRISTIAN HERRMANN



Darüber hinaus verfolgen internationale und deutsch-polnische Jugendarbeit mit ihrem non-formalen Bildungsansatz ähnliche Ziele wie die Inklusionspädagogik und bieten ein hervorragendes Lernfeld. Methodik und Didaktik der internationalen Jugendarbeit sind für Situationen entwickelt worden, in denen sich Jugendliche mit verschiedenen kulturellen, gesellschaftlichen und sprachlichen Hintergründen treffen, dabei Unterschiede und Gemeinsamkeiten entdecken, neue Erfahrungen machen, gemeinsam Spaß haben und sich weiterentwickeln – auch durch eine neue Umgebung, in der feste Gewohnheiten aufgebrochen werden. Dieser Methoden- und Erfahrungsschatz lässt sich auch bei anderen Unterschiedsdimensionen wie Behinderung nutzen.

Praktische Schritte hin zu Inklusion

Es gibt also gute Gründe dafür, die eigene Arbeit inklusiver zu gestalten. Trotzdem bleibt die Frage der konkreten Umsetzung und vor allem, wie man am besten damit beginnt. Eine praktische Orientierung bietet die „Inklusionsstrategie für die Internationale Jugendarbeit“, die träger- und arbeitsfeldübergreifend im IJAB-Projekt VISION:INKLUSION entwickelt wurde und auf der Internetseite von IJAB kostenlos heruntergeladen werden kann. Ziel der Strategie ist es, Wege aufzuzeigen, wie strukturelle Rahmenbedingungen, die Haltung innerhalb einer Organisation, bestimmte Abläufe oder Praktiken so verändert werden können, dass viele verschiedene Bedarfe und Situationen systematisch berücksichtigt werden. Die Strategie ist variabel und folgt einem Baukastenprinzip. Je nach Situation und individuellen Zielen des Trägers können passende Schwerpunkte gesetzt werden: Aus verschiedenen vorgegebenen Möglichkeiten werden Leit- und Handlungsziele ausgewählt und zu jedem Handlungsziel eigene Maßnahmen entwickelt. Zur Unterstützung können Reflexionsfragen genutzt werden. Die Anwendung soll hier am Beispiel eines Jugendverbandes exemplarisch verdeutlicht werden.

Auftakt: Bedarfsanalyse durchführen

Die Mitgliederversammlung des Verbands hat beschlossen, dass seine Jugendbegegnungen künftig „inklusiver“ sein sollen. In einem Workshop definieren alle Beteiligten – der Vorstand, Vertreter/-innen aller Untergliederungen sowie Mitarbeitende der Geschäftsstelle – gemeinsam ein inklusives Leitbild und legen strategische Ziele fest. Außerdem führen sie eine Bedarfsanalyse durch. Es zeigt sich, dass es in weiten Teilen des Verbandes ein Bewusstsein für die Bedeutung von Inklusion gibt, die vorhandenen Strukturen (zum Beispiel Qualifizierungskonzepte, Konzepte der Öffentlichkeitsarbeit) jedoch nicht entsprechend angepasst wurden.

Leit- und Handlungsziele festlegen

Als Leitziel definiert der Verband daher den Aufbau inklusiver Strukturen. Als erstes Handlungsziel legt er fest, dass Fachkräfte, Teamer/-innen und Betreuer/-innen gezielt qualifiziert werden sollen. Wichtige Elemente einer Qualifizierung wären beispielsweise eine Verständigung über den Inklusionsbegriff sowie eine Sensibilisierung für Inklusion. Ebenfalls wichtig ist, dass die Beteiligten lernen, wie sie interkulturelle Methoden und Spiele barrierefrei anpassen können und wie man die Kommunikation fördern kann, zum Beispiel mit Hilfe von Sprachanimation. Trainiert werden kann auch der Umgang mit Krisensituationen, Interessenskonflikten oder die Fähigkeit, mit Unterschieden umzugehen. Nicht zuletzt ist Wissen zur sozialen und wirtschaftlichen Situation von Jugendlichen mit und ohne Beeinträchtigungen hilfreich.

Als zweites Handlungsziel möchte der Verband existierende Barrieren systematisch abbauen. Dies können beispielsweise informative Barrieren sein, das heißt die Orte und die Art der Ansprache schließen vielleicht bestimmte Zielgruppen aus oder das Informationsmaterial zeigt nur Fotos von hellhäutigen, gut gekleideten Mädchen ohne



sichtbare Beeinträchtigungen. Auch kann es kommunikative Barrieren geben, wenn zum Beispiel nur eine Möglichkeit der Kontaktaufnahme besteht. Physische Barrieren wiederum zeigen sich in fehlenden Rampen und Leitsystemen oder wenn Informationen bei einem Austausch nur mündlich oder nur visuell gegeben werden. Soziale Barrieren können bestehen, wenn die Kosten der Programme sehr hoch sind oder die Thematik nur bestimmte Jugendliche anspricht.

Für den beschriebenen Verband gilt es nun zu definieren, welche der genannten Themen und Schwerpunkte besonders wichtig für ihn sind und wie diese strukturell verankert werden können.

Maßnahmen entwickeln

Um herauszufinden, welche Qualifizierungsbedarfe hinsichtlich einer inklusiven Ausrichtung der Austausch bestehen, soll ein Konzept entwickelt werden, wie die Bedarfe und Bedenken der Fachkräfte und Teamer/-innen systematisch festgestellt und rückgemeldet werden können. Außerdem wird überprüft, wie die Ergebnisse anschließend im bestehenden Qualifizierungskonzept berücksichtigt werden können. Parallel dazu sucht der Verband nach Kooperationspartnern, die Erfahrung mit Inklusion einbringen können. Zudem analysiert er, welche Barrieren es bisher in der Werbung, der Kommunikation und bei der Art und Thematik der Austauschprogramme gibt. Auch sollen physischen Barrieren in der Geschäftsstelle und im verbandseigenen Bildungshaus aufgelistet werden. Auch diese Analyse soll mit einem kompetenten Kooperationspartner durchgeführt werden.

Ressourcen und Verantwortlichkeiten einplanen

Die Verantwortlichkeiten für die Umsetzung der Maßnahmen werden anschließend genau festgelegt. Die Koordination soll durch die Leitung erfolgen. Alle Beteiligten verabreden sich zu einem weiteren Workshop, bei dem die Ergebnisse der Maßnahmen diskutiert und Folgemaßnahmen festgelegt werden sollen. Gegebenenfalls können dann auch die Leit- oder Handlungsziele angepasst werden.

So könnte eine systematische Entwicklung aussehen, die möglichst viele Beteiligte einbezieht und niemanden überfordert. Dabei sollten sich Träger und Fachkräfte immer wieder bewusst machen, dass Inklusion ein vielschichtiger Prozess ist, der zwar nie ganz abgeschlossen, aber gleichwohl für alle Beteiligten sehr lohnenswert ist.

Das Projekt VISION:INKLUSION entwickelt die Inklusionsstrategie bis 2020 in einem internationalen Rahmen weiter und lädt alle Interessierten zum Mitmachen ein. Weitere Informationen unter ► www.vision-inclusion.de oder vision-inclusion@ijab.de.



ULRIKE WERNER

– Referentin für die Qualifizierung und Weiterentwicklung der Internationalen Jugendarbeit bei IJAB – Fachstelle für Internationale Jugendarbeit der Bundesrepublik Deutschland e.V., dort im Projektteam von VISION:INKLUSION.

Vielfalt ist Kunst!

Vielfalt ist wirklich eine Kunst. Sich für sie zu öffnen, ihre Facetten kennenzulernen, Empathie zu entwickeln, die Andersartigkeit seiner Mitmenschen zu verstehen und sich bewusst zu werden, dass auch man selbst anders ist – all dies ist nicht leicht oder Menschen einfach so gegeben. Vielfalt kann man jedoch lernen – zum Beispiel mit Kunst.

Vielfalt wie junge Menschen sie sehen

Dagny Friedemann, Olga Krajewska und Josef Mayr – 2017/2018
Freiwillige im DPJW – hatten sich zum Ziel gesetzt, einer breiteren Öffentlichkeit zu zeigen, wie junge Menschen in Deutschland und Polen Vielfalt wahrnehmen und darstellen. Wohl wissend, welche große Rolle Kunst dabei spielt, Meinungen zu verdeutlichen, sich auszutauschen und den Dialog zwischen den Gesellschaften zu stärken, wandten sie sich an junge Künstlerinnen und Künstler. Ergebnis war der Plakatwettbewerb „Vielfalt ist Kunst!“ für Grafiker/-innen zwischen 18 und 26 Jahren dies- und jenseits der Oder. Bewusst wählten die Freiwilligen

das Plakat als Medium, da es Aufmerksamkeit auf sich zieht, zum Nachdenken anregt und wichtige Aussagen transportiert. Ziel war es, über die von jungen Menschen für junge Menschen entworfenen Werke einen Meinungs- und Gedankenaustausch zu initiieren.

Erst die Idee - und dann?

Bei ihrem Projekt konnten Olga, Dagny und Josef vieles lernen. Es galt, die Regeln für den Wettbewerb festzulegen, ihn auszuschreiben und Werbung zu machen. Informationsmaterial musste entworfen und produziert werden, und nicht zuletzt waren verlässliche Pro-



Organisator: Partner: Patronat medial/Marketingpartner:

Vielfalt ist für mich das breite Spektrum von Möglichkeiten, das im Leben, aber auch in jedem einzelnen Menschen steckt. Die bunten Papillarlinien auf dem Plakat verdeutlichen, wie besonders jede und jeder von uns sein kann und wie unfassbar groß die Welt ist.

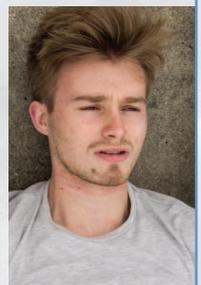
EDYTA KURC



Organisator/Werkstatt: Partnerzy/Partner: Patronat medialny/Mediapartner:

Vielfalt heißt Anderssein, und das schafft Individualität. Sie ist der eigene Charakter, durch den jeder er selbst sein kann. Die beiden Figuren, scheinbar gleich und doch verschieden, geben sich die Hand und bilden ein gemeinsames Lachen. Es symbolisiert die Akzeptanz und das Verstehen von Vielfalt, was mit Freiheit und Nächstenliebe einhergehen sollte.

FILIP RADULAK



Informationen zu Terminen, an denen die Ausstellung in Deutschland oder Polen gezeigt wird, sind auf folgenden Seiten zu finden:
 ► www.dpjw.org und www.facebook.com/DPJWPNNM/

jeckpartner wichtig. Das Trio fand sie mit der Akademie der Schönen Künste in Warschau (Institut für Grafik), der Universität Leipzig (Institut für Kunstpädagogik), dem Plakatmuseum in Warschau sowie der Bundeskunsthalle in Bonn.

Fürs Leben lernen

Die Freiwilligen lernten wahrlich etwas fürs Leben. So wurde zum Beispiel das bekannte Sprichwort „Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen“ auf den Prüfstand gestellt: Zwei Tage vor Einsendeschluss waren nämlich gerade einmal 30 Plakate eingegangen, eine Minute vor Ablauf der Frist dann – 150. Eine weitere Herausforderung waren die Beratungen der Jury, die zu einem Forum für Argumentationskunst wurden, zu einer Demonstration von Eloquenz, einer Arena diplomatischen Verhandeln und einem Wettbewerb um die spitzeste Bemerkung. Am Ende wählten die Vertreter/

-innen aller Projektpartner drei Preisträger aus: Edyta Kurc, Leon Lichtenborg und Filip Radulak. Joanna Wójtowicz erhielt eine gesonderte Auszeichnung.

Und nach dem Wettbewerb? Geht es weiter!

Aus den interessantesten der eingereichten Plakate stellten die Freiwilligen die Ausstellung „Vielfalt ist Kunst!“ zusammen. Zum ersten Mal wurde sie im Juni 2018 während des SATURDAY_LATE_ART_SPECIAL in der Bundeskunsthalle in Bonn gezeigt. Im August 2018 konnten Gäste des Polnischen Instituts in Berlin die Plakate ein weiteres Mal bewundern. Bei der Vernissage waren elf Teilnehmer/-innen des Wettbewerbs anwesend. Dabei gelang es Olga, Dagny und Josef erneut, einen Raum für den Austausch darüber zu schaffen, was Vielfalt bedeutet und wie junge Menschen sie sehen.



OLGA KRAJEWSKA

– Freiwillige im Potsdamer Büro des Deutsch-Polnischen Jugendwerks.



FOTOS: MICHAEL LÜDER, MATEUSZ TRYTEK, JONAS ALBRECHT

Dank Vielfalt ist die Welt nicht einheitlich und langweilig. Die Hautfarbe der Figuren auf dem Plakat ist nur ein Symbol, denn nicht nur der Körper eines jeden von uns ist einmalig, sondern auch die Persönlichkeit. Häufig haben wir Vorurteile gegenüber Fremdem, anstatt offen zu sein für den Nutzen, den eine neue Erfahrung bringt.

JOANNA WÓJTOWICZ



Organizator/Veranstalter: Partnerzy/Partner: Patronat medialny/Medienpartner



Gäbe es nur Monotonie und Eintönigkeit, wo wäre da Platz für Kreativität oder Toleranz? Vielfalt lebt durch Andersartigkeit. Meine Collage soll dieses wichtige Facettenreichtum im Leben verdeutlichen.

LEON LICHTENBORG



Wegweiser zu Vielfalt



„Was andere Menschen tun, denken und fühlen [...] ist ein wesentlicher Leitfaden für unser Verständnis dessen, was wir selbst sind und werden können.“ Das schreibt die bekannte Science Fiction-Autorin Ursula K. Le Guin, die in ihren Werken anhand außerirdischer Kulturen und entfernter Welten universelle Phänomene der modernen Gesellschaft aufzeigt. Sie ließ sich dabei von dem Willen leiten, andere zu verstehen und kennenzulernen, was ihr fremd war. Im Unterschied zur Welt von Le Guin, die in der Zukunft angesiedelt ist, ist die Vielfalt von Menschen, Kulturen, Ansichten und Lebensweisen für uns schon heute Alltag geworden.

Entwicklungspotenzial

Internationale Jugendbegegnungen ermöglichen Kontakt zwischen Menschen unterschiedlicher Nationalitäten, Kulturen, Bekenntnisse und aus unterschiedlichen Milieus. Vielfalt ist daher ein natürlicher Bestandteil von Jugendaustausch und somit auch der Mission des DPJW. Sie bietet uns Potenzial – für Veränderung, Entwicklung und für ein besseres Bewusstsein unseres Selbst und der Welt um uns herum.

Von Theorie zu Veränderung

Womit soll man anfangen, wenn ein Austausch für alle Jugendlichen zugänglich sein soll, unabhängig von ihrer Herkunft, Hautfarbe, Religion oder Weltanschauung? Wie trägt man bei jeder Etappe einer Begegnung verschiedenen Aspekten von Vielfalt Rechnung, damit niemand ausgeschlossen oder gedanklich in eine Schublade gesteckt wird? Wie zeigt man Vielfalt als Wert und Potenzial? Zur Unterstützung von Organisatorinnen und Organisatoren hat das DPJW die **Checkliste „Vielfalt bei Jugendbegegnungen“** herausgegeben, die auch diesem INFO beiliegt. Mit ihr lässt sich ein Projekt so planen, dass zu jedem Zeitpunkt die wichtigsten Aspekte von Vielfalt berücksichtigt werden. Ist die Teilnahme an einem Austausch eine Belohnung für die besten Schüler/-innen oder auch eine Chance für die, die nicht nur Einsen haben? Werden Aufgaben nach Geschlecht oder nach Kompetenz verteilt? Solche und andere Fragen können als Wegweiser dienen, damit allen Interessierten eine Teilnahme möglich ist und die vielfältigen Bedürfnisse, Sichtweisen und auch das Potenzial der Teilnehmenden berücksichtigt wird.

Wissen festigen

Andere Menschen und das Wesen von Vielfalt zu verstehen gelingt leichter, wenn man die grundlegenden Begriffe, Definitionen und Phänomene kennt, die hiermit verbunden sind. Denn Wissen erweitert den Horizont und öffnet den Raum für Diskussionen und Meinungs austausch. Was ist Bodyism und was Inklusion? Worin unterscheiden sich Interkulturalität,

Multikulturalität und Transkulturalität? Warum ist Flucht nicht Migration? Das DPJW hat Definitionen zentraler Begriffe als **zweisprachige bebilderte Karten** herausgegeben, die auch auf Unterschiede in der Terminologie und beim Umgang mit bestimmten Aspekten von Vielfalt in Deutschland und Polen eingehen. Die Karten können zum Nachdenken anregen und bei deutsch-polnischen Begegnungen zum Ausgangspunkt für Diskussionen mit den Jugendlichen werden.

Fit für Vielfalt?

Wissen ist jedoch nicht alles. Um wirklich „fit“ in Sachen Vielfalt zu sein und Jugendliche wirksam dabei unterstützen zu können, eine offene und verständnisvolle Haltung anderen Menschen gegenüber einzunehmen, gilt es zunächst, an sich selbst zu arbeiten. Der Schlüssel zum Erfolg kann darin liegen, dass man über seine eigenen Stereotype und Vorurteile nachdenkt, festgefahrene Überzeugungen ablegt und sich für Vielfalt öffnet. Nur so kann man Jugendliche glaubhaft bei ihren Veränderungen begleiten sowie dabei, ihre Identität zu entdecken und anderen authentisch zu begegnen. Zu diesem Zweck hat das DPJW die **Seminarreihe „Fit for Diversity“** organisiert, bei der Organisatorinnen und Organisatoren von Jugendbegegnungen über ihre eigenen Ansichten nachdenken und sich über Vielfalt im deutsch-polnischen Kontext austauschen können. Wer sich hierauf einlassen möchte, kann sich für das nächste Seminar anmelden, das vom 29. Mai bis zum 1. Juni 2019 in Hamburg stattfindet.

Begegnung mit der „Lebendigen Bibliothek“

Das Wesen eines jeden Jugendaustauschs liegt in der Authentizität der Begegnung und der Offenheit anderen gegenüber. Begegnung und Dialog sind auch die Grundpfeiler der „Lebendigen Bibliothek“. Hierbei geht es um ein persönliches Gespräch von „Leserinnen und Lesern“ und „lebendigen Büchern“ in vertrauensvoller und offener Atmosphäre. „Bücher“ sind dabei Menschen, die ihre Geschichte und ihre Erfahrung teilen, die sie als Angehörige einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe erworben haben. Oft müssen sie sich gegen Vorurteile wehren und sind Diskriminierung ausgesetzt. Der Dialog mit ihnen gibt den „Leserinnen und Lesern“ die Möglichkeit, ihre eigenen Ansichten und Ängste zu hinterfragen. „Bücher“ und „Leser/-innen“ öffnen sich schrittweise gegenüber dem jeweils anderen und entdecken, wie viel sie verbindet – oftmals nicht nur schwierige Erfahrungen mit Ablehnung, sondern auch Träume, Leidenschaften oder Interessen. Als das DPJW die Methode zum ersten Mal bei einer Jugendbegegnung einsetzte, zeigte sich eindrucksvoll, welche ungeahnten Ergebnisse sie bringt. So wurde eine Frau, die früher auf der Straße lebte, zu einem Menschen mit einer bewegenden Geschichte, mit Träumen und Zukunftsplänen.

Öffnen wir uns für Vielfalt, öffnen wir uns für andere und die Welt um uns herum. Bücher – ob echte oder lebendige – sind, um auf Le Guin zurückzukommen, „ein wesentlicher Leitfaden für unser Verständnis dessen, was wir selbst sind und werden können.“ Deshalb lohnt es sich, möglichst oft verschiedenen Büchern zu begegnen, durch die wir uns weiterentwickeln und unsere Sicht der Welt ändern. Denn schließlich ist jeder von uns nicht nur Leser, sondern auch lebendiges Buch – mit seiner eigenen Geschichte und der Erfahrung, „anders“ zu sein.



MAGDALENA ZATYLNA

– Referatsleiterin Koordination im Potsdamer Büro des Deutsch-Polnischen Jugendwerks.

Geschlechtergerecht arbeiten

Es gibt keine geschlechtsneutrale Wirklichkeit. Auch das Feld der Bildungsarbeit stellt da keine Ausnahme dar. Daher sollte man sich als Organisator/-in eines Seminars von Anfang an fragen: Wie gestalte ich mein Seminar geschlechtergerecht? Wie spreche ich welche Teilnehmenden an? Wie kann eine geschlechtergerechte Didaktik bei Bildungsveranstaltungen aussehen, die Rollenklischees abbaut und nicht fortschreibt? In der Jugendbildungsstätte Kurt Löwenstein betrachten wir es als Querschnittsaufgabe, Geschlechtergerechtigkeit auf verschiedenen Ebenen der Seminarplanung und -durchführung umzusetzen. Dabei orientieren wir uns an der Checkliste von Dr. Gerrit Kaschuba (siehe Publikationen S. 21) zur Planung von Bildungsveranstaltungen, die fünf Dimensionen geschlechtergerechter Didaktik berücksichtigt.

Die Rahmenbedingungen

Bereits bei der Ausschreibung achten wir darauf, Bilder und Sprache gendersensibel zu wählen (zum Beispiel „Bewerbungstraining“ statt „Bewerbertraining“), keine Klischees zu formulieren und das Angebot thematisch so zu fassen, dass es für eine Vielzahl von jungen Menschen unabhängig von Geschlecht, Herkunft oder sozialer Lage interessant ist. Es ist uns wichtig, die unterschiedlichen Lebenslagen zu berücksichtigen und für alle die gleichen Zugangsbedingungen sicherzustellen – das heißt auch, bei Seminaren eine Kinderbetreuung für junge Eltern zu organisieren. Bei der Gestaltung des Seminarraums achten wir darauf, dass allen der Zugang möglich ist und die Sitzordnung einen kommunikativen Austausch aller ermöglicht und keine Hierarchien entstehen.

Die Seminarleitung

Bei der Auswahl des Leitungsteams eines Seminars orientieren wir uns an den Teilnehmenden. Wir überlegen im Vorfeld, welche Zusammensetzung in Bezug auf Geschlecht, Herkunft, Alter etc. sinnvoll ist. Bei all unseren Teamenden erwarten wir eine geschlechterbezogene Selbstreflexivität, was u. a. auch das Vermeiden eigener stereotyper Verhaltensweisen („Lass mich den Tisch tragen, ich bin doch der Mann“) und die Verwendung einer geschlechtergerechten Sprache im Seminar bedeutet: Die Gruppe wird daher nicht als „Teilnehmer“ angesprochen, es sei denn, sie ist nur männlich konnotiert.

Die Inhalte

Wir betrachten es als Querschnittsaufgabe, den Teilnehmenden dort, wo es thematisch passt, nahezubringen, welche Bedeutung Geschlechterverhältnisse haben und wie die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht Handeln beeinflusst. Wir wollen auf altersgerechte Art zeigen, wo Gefahr besteht, dass Frauen und Männer aufgrund ihres Geschlechts im Alltag diskriminiert und wie sie auf eine bestimmte Weise sozialisiert werden. Dabei ist es uns auch wichtig, „abseitige“ Themen zu beleuchten, so z. B. die Situation von alleinstehenden Frauen auf der Flucht und die Gefahr von sexualisierter Gewalt.

Die Teilnehmenden

Die Anerkennung aller Teilnehmenden in ihrer Individualität und Unterschiedlichkeit ist zentraler Bestandteil unserer Bildungsarbeit. Haben wir z. B. eine Gruppe deutscher und polnischer Mädchen vor uns, so nehmen wir diese als Individuen mit unterschiedlichen Hintergründen und Interessen wahr, nicht als homogene Gruppe („Sind ja alles Mädchen“). Wir versuchen, Dominanzen zu vermeiden, sowohl bei der Zusammensetzung der Gruppe als auch beim Rede- und Sozialverhalten (wer spricht wieviel, wer wird nicht gehört?). Dabei kann die Steuerung des Kommunikationsverhaltens über das Zuwerfen



eines „Redeballs“, die Einführung einer Redezeitbegrenzung und das Thematisieren von dominanten Kommunikationsstrukturen je nach Zielgruppe hilfreich sein.

Die Methodik

Wir arbeiten subjektorientiert, methodisch abwechslungsreich und machen die Erfahrungen der Teilnehmenden zum Ausgangspunkt des Lernprozesses. Es gibt Raum für selbst organisiertes Lernen und Mitbestimmung. Je nach Konzeption bilden wir in unseren Bildungsveranstaltungen geschlechtshomogene Gruppen, um in einem „geschützteren“ Rahmen bestimmte Themen zu erarbeiten. Dies wird übrigens auch von Jungen geschätzt, denn ein Teilnehmer war ehrlich überrascht, „dass wir als Jungs so offen über Beziehungen reden können“. Um geschlechtsspezifische Rollenklischees und Rollenerwartungen zu hinterfragen, verwenden wir auch Methoden der Irritation: In unserem deutsch-polnischen Mädchenseminar „Girls Bite“ analysieren die Mädchen zum Beispiel Werbeclips, in denen die Männer- und Frauenrollen vertauscht sind. So werden diskriminierende oder frauenverachtende Stereotype schnell sichtbar.

Anhand dieser fünf Ebenen beantworten wir die eingangs genannten Fragen bei jedem Projekt aufs Neue – eine nicht immer leichte Aufgabe, aber doch unverzichtbar, um Geschlechterfallen zu reflektieren und Chancengleichheit herzustellen.



BETTINA DETENDORFER

– Bildungsreferentin in der Jugendbildungsstätte Kurt Löwenstein in Brandenburg. Ihre Schwerpunkte sind Radikalisierungsprävention, die politische Bildung mit Kindern und internationale Begegnungen, darunter deutsch-polnische Mädchenseminare.



Offen und ehrlich

Mit den jugendlichen Fußballspielerinnen und –spielern des SC Aleviten Paderborn möchte ich gerne einen Austausch mit der Grundschule Nr. 3 aus Dębica durchführen. Im Vorfeld kommen mir allerdings Bedenken, wie das funktionieren soll. Warum?

Religiöse Prägung

Die Jugendlichen unseres Vereins sind zum größten Teil Muslime und von Zuhause aus religiös geprägt. Ihr Glaube spielt für sie eine wichtige Rolle im Alltag und beeinflusst ihr Verhalten. Zudem haben sie eine recht einseitige Sicht auf Religion und wissen noch nicht viel über andere Glaubensrichtungen wie das Christentum. Auch sind viele von ihnen nicht vorurteilsfrei. Unser Austauschpartner wiederum kommt aus Polen, die dortigen Teilnehmenden sind christlich erzogen und gläubig. Auch soll Polen ein konservatives Land sein, und all das bereitet mir bei meiner Vorbereitung erstmal Sorgen. Wird der Austausch gelingen? Wird es Probleme geben? Wie wird uns der polnische Partner wahrnehmen? Mein Ziel als Betreuer ist es, die Vielfalt der Religionen und das Verständnis füreinander zu fördern. Das kann natürlich auch schief gehen, aber das Risiko gehe ich ein.

Vortreffen

Auf die erste Frage, wer Lust hat, an der Fahrt teilzunehmen, melden sich viele Jugendliche. Für sie organisieren wir mehrere Vortreffen. Ein Thema ist dabei Religion. Die meisten Jugendlichen bringen zur Sprache, dass sie Muslime sind und kein Schweinefleisch essen. Der Zeitraum der Fahrt überschneidet sich zudem um drei Tage mit dem Ramadan. Einige der Jugendlichen fasten daher und möchten dies auch während der Fahrt nicht unterbrechen. Ihre Eltern würden ihnen das eh nicht erlauben. Dies löst eine intensive Diskussion unter den Jugendlichen aus und es wird auch emotional über Religiosität gestritten. Ist es

„Haram“ (Sünde) nicht zu fasten? Um den Druck von den Teilnehmenden zu nehmen, suche ich den Kontakt zu den Eltern, um ihr Einverständnis einzuholen, damit die Jugendlichen ohne schlechtes Gewissen an der Fahrt teilnehmen können, auch wenn sie ihr Fasten unterbrechen.

Verhaltensweisen vereinbaren

Auch bei den nächsten Vortreffen sprechen wir immer wieder über das Thema Religion. Müssen bzw. wollen die Jugendlichen während der Fahrt beten? Und wenn wir eine Kirche besuchen, kommen sie dann mit? Können wir so einen Punkt überhaupt mit ins Programm nehmen? Genauso geht es darum, wie die Jugendlichen mit der Gleichberechtigung von Mann und Frau umgehen. Die meisten unserer Teilnehmenden haben von ihren Eltern ein Rollenverständnis vermittelt bekommen, in dem der Mann zu Hause das Sagen hat und die Frau eine untergeordnete Rolle spielt. Das kann bei der Fahrt problematisch sein. All diese Fragen klären wir daher vorher, um später eine schöne Zeit verbringen zu können.

Die Sicht des Austauschpartners kennenlernen

Nachdem ich viele Fragen mit den Jugendlichen ausdiskutiert und Aufklärungsarbeit geleistet habe, suche ich den Kontakt zu unserem Austauschpartner in Polen. Dabei ist es sehr wichtig, dass wir Betreuende uns gemeinsam intensiv und offen über alles, was Religion betrifft, austauschen. Das kann ganz praktisch heißen, dass wir die Jugendherberge bitten, alle Speisen zu kennzeichnen, in denen

Schweinefleisch enthalten ist. Genauso geht es aber auch um Werte und Verhaltensweisen. Gerade bei diesem Punkt spüre ich Verunsicherung auf der polnischen Seite, da speziell die Eltern der teilnehmenden Mädchen Berührungsängste haben, wenn es um das Verhältnis der Geschlechter geht. Mir wiederum wird deutlich, dass es in Polen sehr wenig Möglichkeiten gibt, mit muslimischen Jugendlichen in Kontakt zu kommen, weshalb man sich schlecht auf ein solches Treffen vorbereiten kann. Als Betreuende vereinbaren wir daher, dass wir das Thema Religion zu Beginn der Fahrt nicht ansprechen, sondern erst später, wenn die Jugendlichen bereits Kontakt zueinander gefunden haben und Vertrauen entstanden ist.

Wenn doch alles anders kommt

Dann macht uns die Wirklichkeit jedoch einen Strich durch die Rechnung. Und zwar weil sich die Jugendlichen sehr gut verstehen – so gut, dass es zu Beziehungen zwischen Mädchen und Jungen kommt. Und zu Küssen. Dies führt zu Streit innerhalb der muslimischen Gruppe, da einige der Teilnehmenden meinen, ein Muslim dürfe kein fremdes Mädchen küssen, weil dies „Haram“ sei und der betroffene Junge in die Hölle komme. Und dass das Ärger zu Hause gebe. Die Jugendlichen setzen sich so gegenseitig unter Druck. Dieser überträgt sich auch auf mich als Betreuer, da auch mein Verhältnis zu den Eltern der Jugendlichen eine Rolle spielt und die Gefahr besteht, dass es gestört wird. Daher setzen sich alle Betreuende sofort mit den Jugendlichen zusammen und besprechen die Situation. Wir diskutieren darüber, welche Werte in Europa wichtig sind und welche in muslimischen bzw. arabischen Ländern. Genauso sprechen wir über die Sichtweisen von Erwachsenen und die von Jugendlichen. Ganz wichtig ist dabei zu fragen, was die Wünsche der Jugendlichen selbst sind und wie sie leben wollen. Wir verdeutlichen ihnen, dass ihre Wünsche und Bedürfnisse im Vordergrund stehen und dass wir Betreuende diese anerkennen und nicht verurteilen. Nach der intensiven Gesprächsrunde sind die Jugendlichen spürbar erleichtert. Sie sind auf einmal viel offener und zeigen eine andere Sicht auf Religion. Zum Abschluss der Fahrt diskutieren wir dann die Rolle von Glauben bei einem Austausch, und es ist nicht einmal schwierig, darüber zu sprechen, weil die Jugendlichen dies bereits untereinander getan hatten. Und auch die Eltern beider Gruppen sind nach der Fahrt sehr zufrieden.

Nach dem Austausch: Gelerntes festigen

Nach einer Begegnung mit einer religiös gemischten Gruppe ist es wunderbar zu sehen, wie sich bei den Teilnehmenden religiöse Toleranz entwickelt, wie die Jugendlichen neue Sichtweisen entwickeln und ihre bisherigen Denkmuster in Frage stellen. Um diesen Prozess zu unterstützen, ist auch eine gute Nachbereitung wichtig. So kann

Die Begegnung der Jugendlichen aus Paderborn und Dębica fand im Rahmen des DPJW-Programms „Wege zur Erinnerung“ statt. Die Teilnehmer/-innen besuchten unter anderem die Konzentrationslager Sachsenhausen und Ravensbrück und beschäftigten sich eingehend mit Biografien von Häftlingen. Für sein Engagement gegen Antisemitismus und für das Wachhalten der Erinnerung an NS-Terror und Holocaust wurde der SC Aleviten am 18. November 2018 mit dem Julius-Hirsch-Preis des Deutschen Fußballbundes (DFB) ausgezeichnet.

man die Teilnehmenden in ihren neuen Erfahrungen stärken und den Austausch über Religion in den folgenden Tagen und Wochen aufrechterhalten. In unserem Fall sind tolle Beziehungen zwischen den Jugendlichen entstanden, die auch über den Austausch hinaus bestehen. Was auch schön ist: Die Eltern der polnischen Jugendlichen haben sogar Kontakt zu den Teilnehmenden aus Paderborn aufgebaut und sie mit Hilfe des Internets kennengelernt.

Fazit

Für einen Austausch ist es sehr wichtig, dass man das Thema Religion offen und ehrlich diskutiert, gleichzeitig aber versucht, die Gemeinsamkeiten der Religionen in den Vordergrund zu stellen. Dabei sollte man auf die Kenntnisse der Jugendlichen eingehen und sich nicht unbedingt mit theologischen Fragen beschäftigen, sondern damit, wie Religion den Alltag der Teilnehmenden prägt. Geht man mit ihnen, den Eltern und dem Austauschpartner offen um und spricht Fragen und Sorgen in jeder Phase der Begegnung an, gibt es eine gute Chance dafür, dass religiöse Vielfalt Neugier weckt und gelingt. Der Austausch mit Dębica entwickelt sich jedenfalls prächtig: Bei einem Folgeprojekt im Oktober besuchten die Jugendlichen nun die Familien und sogar der einer konservativen Partei angehörige Bürgermeister der Stadt lud die Austauschgruppe zu einem Treffen ins Rathaus ein.



VERANI KARTUM

– Erster Vorsitzender des SC Aleviten Paderborn. Anliegen des Vereins ist es, sich u. a. um Menschen mit Migrationshintergrund zu kümmern und in die Gesellschaft zu integrieren. Der Verein bemüht sich, Kulturen, Nationen und Religionen einander näher zu bringen, um gegenseitige Vorurteile abzuschaufen.



Von wegen behindert!

Welche Hürden müssen Organisatorinnen und Organisatoren von Austauschprogrammen für Jugendliche mit Behinderungen nehmen und wie werden sie für ihre Arbeit belohnt? Hierüber schreibt Teresa Różycka, langjährige Koordinatorin für deutsch-polnische Jugendbegegnungen an der Förderschule in Ostrzeszów.

Vor über zehn Jahren saß ich einmal mit Leuten zusammen, die ich nicht weiter kannte. Ein etwa sechzigjähriger Mann fragte in die Runde: „Ist Ihnen schon mal aufgefallen, dass es immer mehr Behinderte gibt, also, ich meine die in Rollstühlen und die, na, wie soll ich sagen, die nicht alles können und einfach nichts kapieren? Mit der Gesellschaft geht es wirklich abwärts, oder?“ Mal ganz abgesehen von der Wortwahl eine interessante Sichtweise. Die Schlussfolgerungen sind jedoch völlig falsch. Behinderungen gehören von Anfang an zum Menschsein dazu. Das Problem liegt eher darin, wie Behinderung über Generationen hinweg in unterschiedlichen Gesellschaften wahrgenommen wurde. Bis vor kurzem war Behinderung, besonders geistige, etwas Peinliches, ein Tabuthema. Als ideologische Spätfolge der Volksrepublik bestehen in der polnischen Gesellschaft nach wie vor Versäumnisse auf diesem Gebiet. Zwar gibt es Organisationen, in denen sich Menschen mit Behinderungen zusammenschließen können, die sie vertreten und unterstützen. Es gibt jedoch kein von diesen untereinander abgestimmtes Programm zur Zusammenarbeit mit der Regierung, das alle Aspekte berücksichtigt, die je nach Lebensphase im Alltag von Menschen mit Behinderungen eine Rolle spielen.

Das globale Dorf

Migration ist zu einem Massenphänomen geworden, und Multikulturalität ist auch in kleineren Ortschaften ein Thema. Aus diesen Gründen haben wir – die Betreuer/-innen, Eltern und Lehrkräfte – die nicht unwichtige Aufgabe, die junge Generation auf diese Situation vorzubereiten. Und besonders diejenigen, die im Alltag am dringendsten Unterstützung benötigen: Menschen mit geistigen Behinderungen, bei denen Neues sehr häufig Angst auslöst.

Wir können (fast) alles

Unser deutsch-polnisches Tandem sieht so aus: Die Förderschule in Ostrzeszów und die SINE-CURA-Schule Quedlinburg haben im Verlauf von neun Jahren 16 Jugendbegegnungen organisiert, abwechselnd in Deutschland und in Polen. In Polen kommen Kleinkinder, wenn sie eine sogenannte frühe Entwicklungsförderung benötigen, schon mit wenigen Monaten auf eine Förderschule, aber auch Kita- und Schulkinder, Jugendliche und Erwachsene bis 24 Jahre, bei denen eine leichte, mittelgradige, schwere und schwerste Behinderung bzw. Mehrfachbehinderungen festgestellt wurden. In Deutschland werden Menschen mit leichten Behinderungen nicht an Förderschulen unterrichtet – sie besuchen Regelschulen. Unter den Schülerinnen und Schülern der Förderschulen in Ostrzeszów und Quedlinburg sind beispielsweise Menschen mit Trisomie 21, dem Asperger-Syndrom und anderen Autismusformen. Nicht alle können an Jugendbegegnungen teilnehmen. Dies geht nur bei denjenigen, mit denen wir gemeinsam die Beeinträchtigungen in ihrem Verhalten überwinden können.

Manchmal sind die deutsch-polnischen Begegnungen Teil unserer eigenen Schulprojekte. Die Gruppe besucht den Unterricht oder wir organisieren Wettkämpfe und Wettbewerbe. Fester Bestandteil eines jeden Austauschs sind Workshops zum jeweiligen Projektthema, und immer gibt es einen kulinarischen Workshop, der für leckeres Essen sorgt. Manchmal tun wir auch etwas für die Einwohner der jeweiligen Stadt. So haben wir bereits bei der Renovierung einer historischen Scheune Aufräumarbeiten übernommen, Feuerwehrzufahrten in einem Wald freigeräumt und bei der Obsternte geholfen. Für Touristen in Gernrode haben wir eine interaktive zweisprachige Stadtrallye in Form einer App erarbeitet sowie einen Stadtführer, in dem anstelle der üblichen Fotos Zeichnungen der Sehenswürdigkeiten abgedruckt

FOTO: SOSWW OSTRZESZOWIE



waren, die Schüler/-innen gemacht hatten. In Ostrzeszów wiederum haben wir ein Modell der „Stadt unserer Träume“ gebaut, das im Kulturhaus ausgestellt wurde.

Behinderungen und Hindernisse

Unsere Jugendlichen lernen die Welt mit allen Sinnen kennen, vor allem aber über das Erfahren. Im Grunde geschieht dies wie bei einem kleinen Kind, abhängig von seiner geistigen Entwicklung, der Intensität und dem Umfang seiner Wahrnehmung sowie den Fähigkeiten, die es bis dahin erworben hat. Eine Möglichkeit, die Welt kennenzulernen und sich auf Veränderungen vorzubereiten, sind internationale Jugendbegegnungen. Allerdings ist es aus vielen Gründen nicht einfach, ein für Jugendliche mit geistigen Behinderungen geeignetes Projekt zu erarbeiten und durchzuführen. Die größte Schwierigkeit sind phobische Störungen wie Neophobie (die Angst vor Veränderungen im Allgemeinen) und Xenophobie (die Angst vor unbekanntem Personen). Auch Mehrfachbehinderungen stellen eine Herausforderung dar, ebenso chronische oder unheilbare Krankheiten, völlig oder in Teilen fehlende Selbständigkeit, kognitive Einschränkungen oder auch die fremde Sprache. Aber: Hindernisse sind dazu da, um überwunden zu werden!

Umgang mit Ängsten

Wir üben mit den Schülerinnen und Schülern, Schritt für Schritt mit ihren Phobien umzugehen. Dabei helfen feste Programmpunkte bei den Begegnungen und eine festgelegte Reihenfolge, wenn es um die Teilnahme an den Projekten geht: Zuerst ein Projekt an unserer Schule, dann ein Austausch im eigenen Land und zum Schluss ein Projekt im Nachbarland. Auch bemühen wir uns, dass die Zusammensetzung der Gruppe in Teilen identisch bleibt, damit sich neue Teilnehmende sicherer fühlen. Die Begegnungen dauern meist sechs bis sieben Tage. Das ist aufgrund der Emotionen wichtig, die unsere Schüler/-innen nicht vollständig kontrollieren können, aber auch aufgrund der individuellen Phobien und Erkrankungen. So weit wie möglich beziehen wir die Schüler/-innen in das Erstellen des Programms mit ein. An Vorbereitung und Durchführung des Projektes sind sie dann zu hundert Prozent beteiligt. Aus jedem Land nehmen zehn Teilnehmende und drei Betreuer/-innen teil. Da unsere Schüler/-innen professionelle Betreuung und Fürsorge benötigen, können sie nicht in Gastfamilien untergebracht werden. Wir übernachten daher alle gemeinsam in Internatsräumen oder in einer Jugendherberge. Wir schlafen, arbeiten und erholen uns stets in national gemischten Gruppen, was die Integration fördert und dazu zwingt, sich an Unterhaltungen zu versuchen. Zudem ist unabdingbar, die Probleme eines jeden Teilnehmenden genau zu kennen. Und nicht zuletzt ist es wichtig, Thema, Programm und Methoden an die Fähigkeiten und Möglichkeiten der Teilnehmenden anzupassen.

Wie kommunizieren?

Und was die Sprache angeht... nun, für Menschen mit mittelgradigen und schweren geistigen Behinderungen ist es unmöglich, eine Fremdsprache zu beherrschen, sie behelfen sich jedoch mit Körpersprache, Mimik, Gesten, Zeichnungen, Piktogrammen und Ähnlichem. Dies alles fördert ihre Kreativität. Die meisten einzelnen Wörter lernen sie in lustigen Situationen. Einmal bedankte sich ein deutscher Teilnehmer mit „Dzień dobry“ (Guten Tag) für einen Teller, eine Teilnehmerin aus Polen wiederum rief zur Begrüßung „Tisch“, weil sie dachte, es heiße „Hallo“. Ich selbst, eigentlich Mathematiklehrerin, sollte einmal auch sprachmitteln und konnte mir dabei die deutsche Bezeichnung „Menschen mit geistiger Behinderung“ einfach nicht merken. Immer wieder musste ich meine Kollegin Eva danach fragen. Beim wohl zehnten Mal wurde mir klar, dass ich mich selbst wie ein Mensch mit geistigen Behinderungen verhielt und teilte allen diese Erkenntnis mit. Es gab schallendes Gelächter, und noch heute kann ich mir ein Lächeln nicht verkneifen, wenn die Bezeichnung irgendwo fällt. Merken kann ich sie mir inzwischen wunderbar, auch ohne Eselsbrücke.



Die Schüler/-innen an erster Stelle

Der Austausch hat für alle „Kunden“ unserer Schule einen spürbaren Nutzen. Zu allererst für die Schüler/-innen: Für sie sind die Austausche eine Möglichkeit, die Welt zu entdecken. Sie lernen Neues, festigen das, was sie schon können und gewinnen neue Fähigkeiten hinzu. Sie werden kreativ und verbessern ihr Ausdrucksvermögen, auch bei Körpersprache, Mimik und Gestik. Ihr Selbstwertgefühl steigt. Sie ringen mit ihren Phobien, legen sie ganz oder teilweise ab. Sie werden selbständiger, offener und schließen Freundschaften. Einige schreiben SMS, der Google Übersetzer übersetzt und fügt oft eigene Ideen hinzu. Im Rahmen des Deutsch-Polnischen Jugendpreises „changes/changes@work“ 2014-2016, der der beruflichen Aktivität von Jugendlichen gewidmet war, wurde eines unserer Projekte – die „Berufswoche“ – ausgezeichnet. Die Teilnehmer/-innen entdeckten ihre starken Seiten und lernten Neues, zum Beispiel wie man in einem Restaurant bedient oder was in einer Tierpension zu tun ist. Oder sie erfuhren in Workshops etwas zu Floristik, Tischlerei, Schmuckherstellung und Dekoration. Während die Präsentation der Finalprojekte vorbereitet wurde, zeigte einer der Teilnehmer auf eine Drohne, die von Schülerinnen und Schülern technischer Berufsschulen gebaut worden war, und sagte erschrocken: „So etwas können wir nicht!“ Überrascht antwortete ich: „Ja, aber diese Schüler können oder möchten auch nicht das machen, was ihr macht. Jeder gibt soviel, wie er kann und möchte.“ Die Auszeichnung bestärkte die Jugendlichen darin, dass das, was sie machen, genauso wichtig, notwendig und wertvoll ist.

Die Mühe lohnt sich

Ein Austausch ist auch ein großes Geschenk für die Eltern. Erstens erhalten sie eine Woche kostenlosen Urlaub von der anstrengenden Rund-um-die-Uhr-Betreuung, die ein Kind mit Behinderung benötigt. Zweitens erwartet sie nach der Rückkehr eine schöne Überraschung: eine größere Selbständigkeit bei Dingen, die die Jugendlichen selber verrichten. Drittens sehen sie ein Lachen auf dem Gesicht ihres Kindes, gepaart mit Tränen der Freude. Viertens schöpfen sie aufs neue Hoffnung, dass ihre Kinder zurechtkommen werden, wenn sie mal nicht mehr sein werden. Und dann noch wir, die Lehrer/-innen. Als schönsten Lohn für die organisatorische Mühe erhalten wir die Freude, ein Stück von uns selbst gegeben zu haben. Wir lernen neue Ideen und Methoden kennen und bekommen neue Einsichten. Wir tauschen Erfahrungen aus, haben die Möglichkeit, an der Arbeit unserer Kolleginnen und Kollegen teilzunehmen und unterstützen uns in schwierigen Momenten. Nicht zuletzt lernen wir sprachlich hinzu – auch wenn wir uns von Zeit zu Zeit mit Sätzen wie „Wo kommen du her?“ behelfen müssen.



TERESA RÓŻYCKA

– Pensionierte Mathematiklehrerin an der Förderschule in Ostrzeszów, ehemals Koordinatorin und Sprachmittlerin bei Jugendbegegnungen.

Zusammen kommen wir (noch) weiter!

Gymnasien. Von dieser Schulform kommen die meisten Schüler/-innen bei deutsch-polnischen Jugendbegegnungen. Für sie ist es aus verschiedenen Gründen einfacher, an einem Projekt im Ausland teilzunehmen, als für Schüler/-innen anderer Schulformen, wie zum Beispiel Förder- oder Berufsschulen. Das DPJW-Projekt „Zusammen kommen wir weiter“ richtet sich daher an diejenigen, für die die Teilnahme an einem Austausch nicht so einfach ist und möchte auch ihnen die Chance bieten, internationale Erfahrungen zu sammeln.

Erfolgreiches Duett: Schule und Bildungsstätte

Grundidee des Projekts sind schulisch-außerschulische Partnerschaften. Die Begegnungen der Schüler/-innen finden in Bildungsstätten statt, die auf deutsch-polnischen Austausch spezialisiert sind. „Diese Einrichtungen haben die nötige Ausstattung und ein erfahrenes Team“, sagt Anna Ptak Madej, Lehrerin am Schul- und Förderzentrum „Polnische Post“ in Skawinia. „Gemeinsam ist es außerdem viel einfacher, Zuschüsse zu beantragen und das Projekt abzurechnen“, fügt Ptak Madej hinzu. Dann brauchen sich die Lehrer/-innen nicht alleine die Köpfe über das Programm, die Methoden oder die pädagogische Betreuung zu zerbrechen, sondern können sich ganz auf die Arbeit mit den Schülerinnen und Schülern konzentrieren.

Andere kennenlernen – und sich selbst

Für Jugendliche ist ein außerschulisches Projekt oft die erste internationale Erfahrung dieser Art und auch schlicht ein großer Spaß – sie lassen das vertraute Umfeld und den Alltag hinter sich und wohnen, lernen und arbeiten mit Gleichaltrigen aus einem anderen Land zusammen. An einem für alle neuen Ort sind alle gleichermaßen fremd und haben dieselben Ausgangsbedingungen. „Ängste vor so einem internationalen Austausch werden meist schnell abgebaut. Die Fremdsprachenkompetenz ist dabei gar kein Problem, da die Realschüler/-innen sehr kommunikationsstark sind und auch während des Austauschs „wachsen“,“ sagt Stefan Stoll, Kunstpädagoge und Leiter des Heiner Janik Hauses – Jugendbegegnungsstätte am Tower in Oberschleißheim. Im ersten Durchgang des Projektes „Zusammen kommen wir weiter“ von 2014-2016, gefördert aus dem Innovationsfonds des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, fanden fast vierzig deutsch-polnische Jugendbegegnungen statt. Fast 80 Prozent der 546 Teilnehmer/-innen nahmen zum ersten Mal an einem internationalen Programm teil. Oft erklärten sie danach, dass sich ihre Perspektiven hierdurch verändert hätten, sie eine neue Kultur kennengelernt und nicht nur viel über andere, sondern auch über sich selbst erfahren hätten. Fernab des schulischen Alltags konnten sie ihre eigenen Stärken entdecken.



„Zusammen kommen wir weiter“ 2018-2020

Das DPJW unterstützt deutsch-polnische Jugendbegegnungen, die von Schulen und Bildungsstätten gemeinsam organisiert werden. Die Partner teilen sich nach individueller Absprache Vorbereitung und Durchführung des Austauschs. Im Schuljahr 2018/19 werden Jugendliche aus Deutschland und Polen zunächst an gemeinsamen Begegnungen in Bildungsstätten teilnehmen. Im folgenden Schuljahr 2019/20 sind 30-tägige Praktika für mindestens zwanzig Jugendliche aus jedem Land vorgesehen.

Eines der wichtigsten Ziele des Projektes ist der Aufbau eines dauerhaften Netzwerks von Unternehmen und Institutionen, die es jungen Menschen aus Deutschland und Polen auch nach dem Ende des Projektes ermöglichen, Berufserfahrungen im Nachbarland zu sammeln.

Startschuss für Berufsschulen

Der Erfolg des ersten Durchgangs hat das DPJW dazu bewogen, das Projekt fortzusetzen – diesmal mit dem Fokus auf die berufliche Orientierung junger Menschen. Finanzielle Unterstützung kommt in den Jahren 2018-2020 von der Stiftung Neue Länder, die Initiativen für die Entwicklung des Arbeitsmarktes in den neuen Bundesländern fördert.

In der ersten Projektphase werden sich im Schuljahr 2018/19 Jugendliche aus Deutschland und Polen zu Begegnungen in Bildungsstätten treffen. Thematische Workshops, Besuche in Unternehmen, Projektarbeit – all das trägt dazu bei, dass sie erste internationale Erfahrungen sammeln und einen Einblick in den Arbeitsmarkt bekommen. Dies soll sie ermutigen und zu einem nächsten Schritt motivieren: ein individuelles einmonatiges Berufspraktikum im Nachbarland. Ob das Praktikum dann für planmäßiges Lernen, eine erste berufliche Orientierung oder auch das Ausprobieren eines Traumberufs genutzt wird, ist individuell verschieden. Wichtig ist, dass es den gewünschten Zwecken dient. Und als „Nebenwirkung“ sind internationale Erfahrungen garantiert!

„Gemeinsam kommen wir weiter“ steht unter der Schirmherrschaft der Ehefrau des Bundespräsidenten Elke Büdenbender und der Ehefrau des Präsidenten der Republik Polen Agata Kornhauser-Duda.

Mehr Informationen zum Projekt unter

► www.zusammen-im-austausch.de



IZABELA STAPP

– Projektkoordinatorin „Zusammen kommen wir weiter“ im Potsdamer Büro des Deutsch-Polnischen Jugendwerks.



ANETA KOPPERNOCK

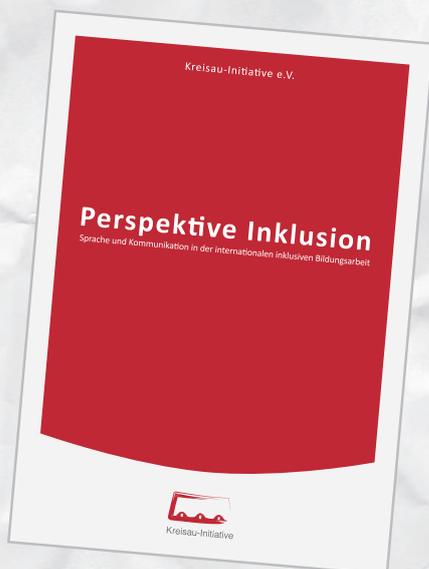
– Projektmitarbeiterin „Zusammen kommen wir weiter“ im Potsdamer Büro des Deutsch-Polnischen Jugendwerks.

Publikationen und Trainings – eine Auswahl

Kreisau-Initiative e.V.

► „PERSPEKTIVE INKLUSION. SPRACHE UND KOMMUNIKATION IN DER INTERNATIONALEN INKLUSIVEN BILDUNGSARBEIT“

„Perspektive Inklusion“ ist eine Publikation zur Rolle von Sprache und Kommunikation bei der Gestaltung inklusiver internationaler Jugendbegegnungen. Sie zeigt Methoden der non-formalen Bildungsarbeit zur gezielten Förderung von Kommunikationsprozessen sowie pädagogische Ansätze und Beispiele guter Praxis.



► COUNTERING HATE SPEECH

Das englischsprachige Manual richtet sich an Jugendarbeiter/-innen, Fachkräfte der formalen und non-formalen Bildungsarbeit sowie Interessierte, die sich näher mit dem Phänomen der Hassrede (Hate Speech) im Internet beschäftigen möchten. Neben verschiedenen Ideen und Strategien, wie Hassrede begegnet werden kann, finden sich in dem Manual hilfreiche Links und Empfehlungen zum Weiterlesen.

► LET'S GO INTERGENERATIONAL! A COLLECTION OF METHODS FOR INTERGENERATIONAL PROJECTS

Die englischsprachige Publikation enthält ausgewählte Methoden für internationale intergenerationelle Bildungsarbeit. Sie ist Ergebnis des zweijährigen Projekts „Archipel der Generationen“, in dessen Rahmen erprobt wurde, wie Teilnehmende aller Altersgruppen über- einander, voneinander und miteinander lernen können.

Kostenloser Download der Publikationen unter

► www.kreisau.de (Rubrik „Medien – Publikationen“)

► TRAININGSREIHE „KREISAUER MODELL“

Die Trainingsreihe hat das Ziel, Erfahrungen aus der inklusiven internationalen Bildungsarbeit des Netzwerks zu teilen, Raum für Austausch anzubieten sowie von und miteinander zu lernen. Es geht dabei darum, die Idee der inklusiven Bildungsarbeit zu verbreiten, methodische Kompetenzen zu vermitteln und so neue Projekte im Bereich der inklusiven Bildungsarbeit zu initiieren.

IJAB – Fachstelle für Internationale Jugendarbeit der Bundesrepublik Deutschland e.V.

► „VISION: INKLUSION. EINE INKLUSIONSSTRATEGIE FÜR DIE INTERNATIONALE JUGENDARBEIT“ (2017)

Die Publikation bietet ein Modell zum Erarbeiten einer Inklusionsstrategie, Reflexionsfragen, die diesen Prozess unterstützen sowie beispielhafte Ansätze für verschiedene Projektformate. Dazu gibt es eine ausführliche Liste mit hilfreicher Literatur und interessanten Internetseiten.

► PROJEKT VISION:INKLUSION

Unterstützung, Vernetzung und eine Weiterentwicklung der Strategie bietet das Projekt VISION:INCLUSION, das von IJAB koordiniert und vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert wird. Es gibt viele Möglichkeiten, sich an dem Projekt zu beteiligen und die Prozesse und Ergebnisse mitzubestimmen.

Weitere Informationen unter

► www.vision-inclusion.de oder vision-inclusion@ijab.de.

► INNOVATIONSFORUM JUGEND GLOBAL: „REFUGEES WELCOME – AUCH IN DER INTERNATIONALEN JUGENDARBEIT. GUTE PRAXIS IN FORMATEN DER INTERNATIONALEN JUGENDARBEIT MIT JUNGEN GEFLÜCHTETEN“ (2016)

Wie können Formate der internationalen Jugendarbeit angepasst werden und welchen Bedingungen bedarf es, um junge Geflüchtete an nonformaler Bildung teilhaben zu lassen? Die Veröffentlichung bietet Beispiele gelungener Praxis, Informationen zu Förderfragen und eine Synapse zu rechtlichen Grundlagen für die Arbeit mit Geflüchteten.

► „TOOLBOX RELIGION. INTERRELIGIÖSE KOMPETENZ FÜR INTERNATIONALE JUGENDBEGEGNUNGEN UND JUGENDREISEN“ (2009)

Die Toolbox unterstützt Leiter/-innen von internationalen Jugendbegegnungen dabei, mit der multireligiösen Zusammensetzung ihrer Gruppe zu arbeiten. Sie richtet sich an Teamer/-innen ohne viel Spezialwissen über die drei abrahamitischen Religionen (Judentum, Christentum, Islam), die sich auf die Thematisierung von Religion im Rahmen ihrer geplanten Jugendbegegnung vorbereiten wollen.

Diese und andere Publikationen können auf der Internetseite von IJAB kostenfrei heruntergeladen werden.

► www.ijab.de

Bundeszentrale für politische Bildung

► PLATTFORM „STORIES THAT MOVE“

Die Online-Toolbox „Stories that Move“ soll Schülerinnen und Schülern im Alter von 14 bis 17 Jahren dazu anregen, sich mit den Themen Vielfalt und Diskriminierung kritisch auseinanderzusetzen sowie ihre eigenen Positionen und Entscheidungsmöglichkeiten zu reflektieren.

► www.storiesthatmove.org

Verwaltungsakademie Berlin

► „GESCHLECHTERGERECHTE DIDAKTIK IN DER FORT- UND WEITERBILDUNG. EINE HANDREICHUNG FÜR DIE PRAXIS“

Der von Dr. Gerrit Kaschuba erarbeitete Leitfaden thematisiert fünf Dimensionen geschlechtergerechter Didaktik und enthält eine Checkliste sowie Fragen zur Selbstreflexion und Literaturhinweise.

Hass ist keine Meinung

Was verbirgt sich hinter Hassrede und wie geht man wirkungsvoll mit ihr um? Die Initiative No Hate Speech Movement (NHSM) klärt auf und hilft.



Der tägliche Hass

Es ist wieder einer dieser Kommentare, die kaum zitierbar sind. Voller Hass und vulgärer Beschimpfungen. Sich nur nicht provozieren lassen, sagt sich Daniel Knopp. Er atmet tief durch und antwortet freundlich, aber bestimmt, dem Verfasser der brutalen Zeilen. Knopp ist Social-Media-Spezialist und arbeitet im Team von „No Hate Speech“ bei den Neuen deutschen Medienmachern in Berlin. Das ist eine Journalisten-Organisation, die sich für mehr Vielfalt in den Medien und für diskriminierungssensible Berichterstattung einsetzt. Unter ihrem Dach ist seit 2016 das No Hate Speech Movement angesiedelt, eine Initiative des Europarates. Hasskommentare bekommt die Organisation auch tagtäglich zu spüren.

Was ist Hate Speech?

Hate Speech bzw. Hassrede besteht darin, dass Menschen bewusst und gezielt abgewertet, beleidigt und verbal bedroht werden. Niemand muss das akzeptieren, auch dann nicht, wenn Hate Speech mit dem Recht auf Meinungsfreiheit verteidigt wird. Denn Meinungsfreiheit endet, sobald die Würde eines anderen Menschen verletzt wird. Schließlich ist Hass keine Meinung. 75 Prozent der Internetnutzer haben solche Angriffe im Netz erlebt, ergab eine Untersuchung des Eurobarometers von 2016. Besonders oft trifft es Frauen, Migrantin-

nen und Migranten sowie sexuelle Minderheiten. Aber auch andere Menschen. Manchmal wie aus dem Nichts. „Umso wichtiger ist es, dass die Mehrheit, die diese menschenverachtenden Aussagen keineswegs unterstützt, nicht länger stumm bleibt“, erklärt Daniel Knopp und fordert „digitale Zivilcourage“. Ignorieren sei keine Option, meint er. Auch wenn man selber nicht Opfer ist, soll man sich einmischen oder sich wenigstens fragen, ob man es nicht tun sollte. Nicht um gegen die Hater/-innen zu kämpfen, sondern um die Betroffenen zu unterstützen. Ohne Antwort auf einen Hasskommentar fühlen sich die Hater/-innen bestätigt und andere ermutigt, ähnliche Kommentare zu schreiben – gleichzeitig werden andere positive Meinungen und Betroffene verdrängt. Immer weniger Menschen diskutieren mit, immer mehr entsteht der Eindruck, Hasskommentare seien Mainstream-Meinung, Tabubrüche werden stillschweigend hingenommen und geschehen öfter. Dabei sind die Hater/-innen eine kleine Gruppe. Die verzerrte Wahrnehmung entsteht, weil die vernünftige Mehrheit stumm bleibt.

Wie wehrt man sich richtig?

„Die Kampagne ist eine Aufforderung zur Einmischung“, erklärt Daniel Knopp. Das Motto lautet dabei: „Laut und freundlich“. Zurück pöbeln sei kein guter Ansatz, genauso wenig wie Beleidigen oder

herablassende Äußerungen. Humor und Ironie helfen und viel Liebe. Statt Hatespeech oder shitstorm heißt es dann #lovestorm. „Man punktet nicht mit den bestvorbereiteten Argumenten, sondern eher mit Feeling“, sagt der Berliner. Und es gehe nicht darum, den Hater zu überzeugen, sondern darum, andere zu ermutigen, mitzumachen, sich gegen die menschenfeindlichen Äußerungen zu wehren. Das geht mit Counter-Speech, also Gegenrede. Wer anderen schon einmal ehrlich seine Meinung gesagt hat, ist bestens gerüstet fürs aktive Gegensprechen. Mit Kopf und Herz benennen, dass man Diskriminierungen, Generalisierungen und Herabwürdigungen nicht einfach hinnehmen will. Nicht mit Hass auf Hass kontern, sondern mit Argumenten, Humor und neuen Perspektiven.

Trolle und Köder

Hater/-innen sind in allen gesellschaftlichen Schichten anzutreffen. Zum Teil kommt der Hass im Netz auch aus sogenannten „Trollfabriken“, in denen Leute angestellt sind, um gezielt Kommunikation zu stören oder bestimmte Inhalte zu verbreiten. Meistens stehen dahinter politische Auftraggeber/-innen, die auf diese Art ihre Ideologien an die User/-innen bringen. Der Begriff „Troll“ leitet sich aus dem englischen „trolling with bait“ ab. Damit wird eine Angeltechnik bezeichnet, bei der man Köder langsam durch ein Gewässer zieht. Der Troll „ködert“ andere Nutzer/-innen, um sie zu provozieren und absichtlich Gespräche innerhalb einer Community zu stören. Wenn man sich dieses Bild vor Augen führt, wird klar, warum eine Gegenreaktion so wichtig ist: Das Aufrechterhalten einer respektvollen Diskussionskultur nimmt Haterinnen und Hatern den Wind aus den Segeln.

Strafrechtliche Aspekte

„Hasskriminalität mit Tatmittel Internet“ nennt die Polizei strafrechtlich relevante Hate Speech. Konkret geht es um Volksverhetzung, Beleidigung, üble Nachrede, Verleumdung, Bedrohung, Nötigung, öffentliche Aufrufe zu Straftaten und verbotene Symbole. Ob on- oder offline, spielt keine Rolle: Strafbar bleibt strafbar. Eine Anzeige gegen Hassrede kann man auch online bei der Polizei erstatten.

Hilfestellungen

Hetze im Netz ist keine Naturgewalt: Jeder kann etwas dagegen tun. Konkrete Tipps bieten die lustigen Videos, GIFs und Sprüche, die auf der Internetseite des NHSM kostenfrei zum Download bereitstehen, genauso wie Hintergrundinformationen zur Rechtslage und Anleitung

gen zur Gegenrede. Auch die Comedy-Videoreihe „Bundestrollamt für gegen digitalen Hass“ ist dort abrufbar. Hilfreich ist auch das Team von Jugendschutz.net. Es prüft Hinweise auf politischen Extremismus, Gewalt, Belästigung oder Cybermobbing und leitet je nach Ergebnis weitere Schritte ein.

Sich gemeinsam wehren

Untersuchungen belegen, dass es psychologisch keinen Unterschied macht, ob jemand direkt auf der Straße angepöbelt wird oder „nur“ online. Die Opfer leiden genauso. Auch Knopp legte sich eine dickere Haut zu, Distanz hilft und Humor. Aber auch andere Initiativen, mit denen NHSM zusammenarbeitet. Wie zum Beispiel die Facebook-Gruppe #ichbinhier. In der geschlossenen Gruppe verabreden sich die Mitglieder, auf Hasskommentare mit Gegenrede zu antworten. Zuerst werden die Beiträge und Kommentare, die Beleidigungen und Hasskommentare enthalten, identifiziert und unter den Mitgliedern bekannt gemacht. Danach setzen diese Counterspeech ein, das heißt: sie schreiben von ihnen als sachlich und respektvoll eingestufte Kommentare und liken entsprechende Beiträge, wobei sie den Hashtag #ichbinhier verwenden. Mit 37.000 Mitgliedern hat #ichbinhier eine große Reichweite.

Oder wie es in einer Broschüre der NHSM-Initiative heißt: „Wir sind laut, wir sind viele, wir sind gegen Hass im Netz.“ Aber es ist auch okay, wenn man nicht gleich jeden Tag die Welt rettet: Man kann Hater/-innen auch einfach stumm schalten oder blockieren.

Empfehlenswert:

Was kann ich gegen Hate-Speech tun? Welche Typen von Hatern gibt es? Wie erstatte ich Anzeige bei der Polizei?

► no-hate-speech.de

Leitfaden (nicht nur) für Journalistinnen und Journalisten zum Umgang mit Hassrede im Netz, mit vielen Tipps

► www.neuemedienmacher.de (Rubrik „No Hate Speech Movement“)



JOANNA MARIA STOLAREK

– Journalistin, langjährige Politikredakteurin, publiziert zu politischen und gesellschaftlichen Themen sowie zu den deutsch-polnischen Beziehungen. Sie arbeitet für die Neuen deutschen Medienmacher.

DPJW intern

Ewa Nocoń ist seit April 2018 neue Geschäftsführerin des Warschauer Büros. **Elisabeth Ritter** verstärkt seit Januar 2018 das Förderreferat für schulischen Austausch in Warschau. Unter dem Motto „Experiment Austausch“ beschäftigt sie sich schwerpunktmäßig mit dem Thema „MINT“ (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik), das im DPJW in den kommenden Jahren in den Fokus rücken wird und neue Zielgruppen für den deutsch-polnischen Austausch erschließen soll. Auch im Förderreferat für außerschulischen Austausch in Potsdam gibt es ein neues Gesicht: **Aneta Koppernock** ist seit Ende Mai Projektmitarbeiterin bei „Zusammen kommen wir weiter“. Hiermit spricht das DPJW gezielt Berufsschulen für deutsch-polnische Projekte an und unterstützt die Teilnehmenden bei Praktika in Unternehmen im jeweiligen Nachbarland. „Zusammen kommen wir weiter“ steht unter der

Schirmherrschaft der Ehefrau des Bundespräsidenten Elke Büdenbender sowie der Ehefrau des Präsidenten der Republik Polen Agata Kornhauser-Duda.

Abschied nehmen hieß es im Potsdamer Förderreferat für **Bartosz Boniecki**, da die Elternzeit von **Małgorzata Schmidt** zu Ende ging und sie seit August wieder zurück im Büro ist. Im Dezember hießen wir wiederum im Warschauer Förderreferat **Dominik Mosaiczuk** willkommen, der **Aleksandra Motyka** bis zu ihrer Rückkehr aus der Elternzeit vertritt.

Und auch bei den Freiwilligen des DPJW gab es Veränderungen: **Josef Mayr** und **Dagny Friedmann** beendeten ihren Freiwilligendienst in Warschau bzw. Potsdam. Seit September unterstützen **Jonas Butkiewicz** (Warschau) und **Ina Mitternacht** (Potsdam) das Team des DPJW.

INFO NR 1/2019 Vielfalt bei Jugendbegegnungen

Info – das Magazin des Deutsch-Polnischen Jugendwerks erscheint in einer deutschsprachigen und einer polnischsprachigen Version.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich Kürzungen und Änderungen der eingereichten Beiträge vor.

ISSN: 1614-6859

Verantwortlich

Stephan Erb, Ewa Nocoń

Redaktion

Anja Schmidt,
Aleksandra Milewska-Czachur

Graphische Gestaltung

Studio 27, Warschau

Übersetzungen

Dorothea Traupe, Rika Schöndube

Korrektur

Anna Nowodworska

Umschlag

Foto: Piotr Strojnowski, Grafik: Edyta Kurc

Druck

CHROMAPRESS

Herausgeber

Deutsch-Polnisches Jugendwerk
Friedhofsgasse 2, 14473 Potsdam
Tel.: +49 331 28479-0
Fax: +49 331 297527
E-Mail: buero@dpjw.org
Internet: www.dpjw.org

Polsko-Niemiecka Współpraca Młodzi
ul. Alzacka 18, 03-972 Warszawa
Tel.: +48 22 5188910
Fax: +48 22 6170448
E-Mail: biuro@pnwm.org
Internet: www.pnwm.org



Deutsch-Polnisches Jugendwerk
Polsko-Niemiecka Współpraca Młodzi